

edfc



Fantasia I 103e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1103e

Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.

ISSN 0934-1463 – 46. Jahrgang.

Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.

Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau

edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Jens Ehlers

EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2023 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

Passau 2023-10

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1103e – Magazin für Phantastik



edfc

Wolf Schreiner

Engels- geduld

Ein Krimi aus dem
Bayerischen Wald



GOLDMANN

Wolf Schreiner

Pfarrer Balthasar Senner 5: Engelsgeduld.

Ein Krimi aus dem Bayerischen Wald

Goldmann 48 208 (TB 350 S./€ 8,99)

München 2015, 2. Auflage

Genre: Krimi

„Mir schwebt ein neues Festival-Thema vor. Im Mittelpunkt sollte eine Wilderer-Geschichte stehen. Robin Hood im Bayerischen Wald. Sie haben sich schon solche Filme im Fernsehen angeschaut, in Bayern kennen Sie sicher die Geschichte vom Wildschütz Jennerwein. Schöne Bergkulissen, so was gibt's auch hier in der Gegend.“ Der junge Mann fasste sich ans Herz. „Der Wilderer an sich ist eine romantische Figur. Natürlich muss auch ein Meuchelmord vorkommen und die Liebe zu einem Bauernmädel, so was zieht beim Publikum immer. Und natürlich brauchen wir Tiere: Pferde, Kühe, Ziegen und so. Gerade die jungen Zuschauer stehen auf so was. Das zu organisieren dürfte hier in der Gegend kein Problem sein.“ (S. 10f)

Wir befinden uns in einer unbekanntem Kleinstadt im Bayerischen Wald. Da andere Städte namentlich genannt werden und unsere Stadt zur Diözese Passau gehört, könnte man sich vorstellen, dass es sich um Waldkirchen handelt.

Hier tritt ein überaus beredet Marketing-Fachmann namens Dominik Fetzner aus Hannover auf, der den Waldkirchnern ein touristenanlockendes Wilderer-Rührstück-Umzug-Festival schmackhaft macht.

Der Passauer Bischof Vinzenz Siebenhaar ist von dem Plan sehr angetan. Freilich kann er nicht in eigener Person mitmachen; den Bischof des Festivals soll daher Pfarrer Balthasar Senner spielen. Weil Senner zu Pferd auftreten soll, aber überhaupt nicht reiten kann und sogar Angst vor Pferden hat, schmeckt ihm das gar nicht – aber was hilft's, wenn es der Bischof wünscht. Immerhin bekommt er von der reschen Eva Dirnberger, Inhaberin eines Reiterhofs, einen lammfrommen Gaul gestellt. Die Dirnbergerin selbst erhält dank ihrer Beziehungen die Hauptrolle der Gräfin, direkt am obligatorischen Casting vorbei.

Es kommt zur großen Kostümprobe. Zu Senners Beruhigung reitet neben ihm sein evangelischer Kollege Tobias Kettler, der Senner verspricht, bei Gefahr in die Zügel zu greifen.

Doch es geht so gut wie alles schief: Die Kanone donnert, die Schwarzpulverschützen feuern, und Senners Gaul geht durch. Schlimmer noch, ein verderbtes Element hat eine Büchse nicht nur mit Pulver, sondern auch mit einer Kugel geladen, und der ahnungslose Schütze hat die Dirnbergerin in den Bauch getroffen, was sie nur mit Müh und Not überlebt.

Hauptkommissar Wolfram Dix ermittelt, aber Pfarrer Senner ist so sehr überzeugt, dass ohne seine Mithilfe der Täter nicht gefunden wird, dass er trotz seiner sturzbedingten Verletzungen aus dem Krankenhaus flüchtet, ungeachtet des Wehgeschreis seiner bewährten Haushälterin Teresa Kaminski.

Engelsgeduld ist ein amüsanter und unterhaltsamer Regionalkrimi aus dem schönen Bayerwald.



Joan Aiken
*Der Schmuck
der Lady
Catherine*

Roman · Diogenes

***Aiken, Joan: Schmuck der Lady Catherine**

Joan Aiken [Joan Delano Aiken, 1924–2004]

Der Schmuck der Lady Catherine
(*Lady Catherine's Necklace*, 2000)

Diogenes 23 442 (TB 216 S./€ 8,90)

Zürich 2005/80

Aus dem Englischen von Renate Orth-Guttmann

Genre: Historischer Roman

Die Grafschaft Kent ist berühmt für ihren Reichtum an Obst und Blumen, aber auch für ihre sibirisch kalten Winter und jähren Witterungsumschwünge mit arktischen Temperaturen zu einer Jahreszeit, da man ganz anderes zu erwarten gewöhnt ist.

Von einem dieser unerwarteten Schneestürme wurden ein Herr und eine Dame überrascht, die an einem zunächst milden Apriltag in einer Kutsche über die Mautstraße zwischen Canterbury und Ashford rollten. Die vom peitschenden Schneeregen geblendeten

Pferde waren von der Fahrbahn abgekommen und hatten das Fahrzeug in einen Graben gerissen, so daß es kippte und erheblich beschädigt wurde. Zudem hatte die Dame, als ihr Gefährte ausgestiegen war, um ihr aus der Kutsche zu helfen, noch das Pech, beim Herunterspringen in dem vereisten Schlamm auszurutschen.

Sie stieß einen spitzen Schmerzensschrei aus. (S. 5)

The county of Kent, famous for its abundance of flowers and fruits, possesses an equally well-earned reputation for the Siberian severity of its winters, and for the arrival of sudden unwelcome spells of arctic weather even when the season might justify quite other expectations.

A gentleman and lady travelling in a coach along the turnpike road between Canterbury and Ashford, on what had earlier seemed a balmy April day, were abruptly overtaken by such an unlooked-for blizzard. Their horses, blinded by whipping sleet, had veered off the

carriageway and dragged the vehicle into a ditch, so that it was half overturned and had suffered some damage. Furthermore, the lady passenger, extracted from the carriage by her companion, who scrambled out first, had the misfortune to slip in the freezing slush as she alighted on the ground.

She let out a sharp cry of distress.

Der junge Ralph Delaval und seine Schwester Priscilla sind gerade bei schlechtem Winterwetter mit einer Kutsche in Kent unterwegs, als es zu einem Unglück kommt, bei dem sich Priscilla den Knöchel verletzt. An eine Weiterreise ist nicht zu denken, aber zum Glück ist das Herrenhaus Rosings Park von Lady Catherine de Bourgh nahe dem Dorf Hunsford nicht weit. Zwar ist die verwitwete Lady Catherine Unbekannten gegenüber nicht sehr gastfreundlich eingestellt, aber angesichts der Notlage von Priscilla lässt sie das Geschwisterpaar notgedrungen doch ein. Im Haus weilt neben etlichen Dienstboten noch Lady Catherines migränebehaftete Gesellschafterin Mrs. Jenkinson. Ihre anämische Tochter Miss

Anne kanzelt die Lady so oft nur möglich ab, um ihr deutlich zu machen, wie viel lieber es der Mutter gewesen wäre, Anne wäre am Fieber gestorben anstelle des vielgeliebten Sohnes Eadred.

Die Herrin von Rosings war eine hochgewachsene, kräftig gebaute Dame weit jenseits der ersten Jugend. Sie war vornehm gekleidet und trug eine Fülle prächtiger Schmuckstücke zur Schau. Daß Mißmut ihre vorherrschende Stimmungslage war, verrieten die tiefen Falten, die von der Nase zum Kinn gingen und sich senkrecht auf der Stirn eingegraben hatten. Lady Catherine hatte die Gewohnheit, die trübbraunen Augen mit den Tränensäcken unter schweren Lidern forschend und sehr direkt auf ihr Gegenüber zu richten, was die betreffende Person meist nicht wenig inkommodierte. (S. 8f)

Lady Catherine was a tall, massively built woman, well past her first youth, very handsomely attired and adorned with a profusion of impressive jewels.

Disapproval appeared to be the predominant expression of her countenance, as evidenced by deeply marked grooves running from nose to mouth, and from her brows upward over her forehead. Her eyes, pouched and heavily lidded, of a muddy, opaque brown, tended to focus on their object in a direct, raking and somewhat discommoding stare.

Lady Catherine ist eine eitle, hohlköpfige ältere Dame, deren Redeweise aus beständigem Nörgeln besteht und die ihr Gegenüber selten zu Wort kommen lässt. Überdies trägt sie gern ihren überaus wertvollen Schmuck zur Schau, was für wenig skrupelbehafteten Besucher durchaus eine Versuchung darstellen könnte.

Lady Catherine erreicht die Schreckensnachricht, dass der Dorfpfarrer William Collins verreisen muss, um eine Erbschaft anzutreten. Die Herrin ist empört über eine derartige Vernachlässigung ihrer Gesellschaft, aber da es einen Hilfspfarrer gibt und Ralph sich als Geistlicher zu erkennen gibt, willigt sie schließlich mürrisch ein.

Dass der Pfarrer seine hochschwängere Frau Charlotte zurücklässt, bekümmert Lady Catherine angesichts ihres eigenen Kummers wenig.

„Seine Frau? Was ist mit ihr? Im Wochenbett? Nun ja, sie wird sehen müssen, wie sie zurechtkommt. Schließlich hat sie ja ihre Schwester. Billigen kann ich dieses Verhalten allerdings nicht. All das ist ungemein ärgerlich. Ich bin äußerst verstimmt.“ (S. 21)

‘His wife? What about her? Lying in? Well, as to that, the woman must just manage as best she can. She has her sister, after all. But I cannot approve. All this is exceedingly vexatious. I am decidedly put out.’

Charlottes jüngere, ledige Schwester Maria Lucas ist zum Glück herbeigeeilt, um Charlotte beizustehen.

Hier erzählt Charlotte gerade ihrer Schwester von Miss Annes früh verstorbenem Bruder.

„Ja, und ich vermute, daß sie auch deshalb so schwächlich und schwunglos ist, weil beide Eltern – so habe ich es zumindest gehört – den Jungen vorzogen und Anne immer spüren ließen, daß sie von ihr weniger hielten. Seit Eadreds Tod stellte Lady Catherine ständig gehässige Vergleiche zwischen dem armen Mädchen und ihrem toten Bruder an – ‚Dein Bruder Eadred hätte dies nie getan... Dein Bruder Eadred hätte jenes mühelos gelernt ...‘-, was sehr ungerecht ist und natürlich das arme Ding noch stumpfsinniger und mißgelaunter werden ließ. Kein Wunder, wenn Oberst Fitzwilliam es nicht eilig hat, sich an sie zu binden.“

Hätte Charlotte in diesem Moment ihre Schwester angesehen, hätte sie gemerkt, daß Maria sehr blaß geworden war, aber sie marschierte gerade zwischen den Fenstern hin und her und warf dabei zufällig einen Blick nach draußen. „Wenn man vom Teufel spricht... Da ist ja der Oberst, just in diesem Moment ist er vorbeigeritten. Soviel ich weiß, erwartete man ihn und

Lord Luke erst nächste Woche auf Rosings. Möchte wissen, warum er früher gekommen ist. Gewiß nicht aus eigenem Antrieb, denn ich habe den Eindruck, daß er sich auf Rosings immer rechtschaffen langweilt. Wahrscheinlich hat er seinen Onkel begleitet.“

Marias Gesicht war nicht mehr blaß, sondern rot überhaucht. Mühsam gefaßt fragte sie: „Es steht also fest, daß Anne de Bourgh und Oberst Fitzwilliam heiraten werden?“ (S. 26f)

‘She did. I suspect one of the reasons why she is so sickly and lacking in spirit is that both parents greatly favoured the boy (or so I am told), and Anne has always been made to feel inferior. Ever since the boy’s death, Lady Catherine has been in the habit of drawing invidious comparisons between the poor girl and her dead brother – „Your brother Eadred would never have done that; your brother Eadred would have been able to learn that easily” – very unfair and guaranteed to make the poor girl even duller and crosser than she is al-

ready. I do not think Colonel FitzWilliam is at all anxious to hasten on the match.'

If Charlotte had been looking at her sister just then, she would have noticed Maria turn very pale. But Charlotte was peering between the window curtains and went on: 'Well! I declare, talk of the devil, there is the colonel now! I just this moment saw him ride past. I had understood that he and Lord Luke were not expected until next week. I wonder what brings them so soon? I am sure it is not the colonel's own inclinations. No doubt he comes to escort his uncle. He himself always seems so bored at Rosings.'

Maria's complexion had turned from pale to pink. She now inquired, with tolerable calm:

'It is certain, then? They are to marry? Anne de Bourgh and Colonel FitzWilliam?'

Maria erfährt, dass Lady Catherines überaus schrulliger Bruder Lord Luke Sherbrine auf Rosins Park eingetroffen ist. Da er wegen

seiner Gebrechlichkeit nicht mehr allein zu reisen wagt, wird er von einem weitläufigen Verwandten, dem Oberst Fitzwilliam, begleitet. Diese Nachricht würde allein schon genügen, Maria zum Erröten zu bringen, denn bei einem früheren Besuch hatte sie sich unsterblich in Fitzwilliam verliebt, was der Oberst augenscheinlich zu erwidern schien. Doch seither ist er nicht mehr an sie herangetreten, und jetzt muss sie hören, dass Fitzwilliam gar mit Miss Anne verlobt ist. War die Liebe doch nicht so groß, hatten familiäre Verpflichtungen den Vorrang oder gab gar die große Mitgift von Miss Anne den Ausschlag?

Allerdings zeigen Miss Anne und Fitzwilliam weder großes Interesse aneinander noch gar offene Zuneigung. Im Gegenteil, Fitzwilliam deutet Maria gegenüber an, dass er sie immer noch liebt. Doch diese lässt sich ihre wahren Gefühle nicht anmerken und weist ihren anderweitig verlobten Verehrer höflich zurück.

„[...] Ich habe Ihnen nichts zu vergeben. Die Schuld – so man denn von Schuld sprechen kann – liegt auch bei

mir. Ich hätte mich besonnener verhalten müssen. „Es war nur eine Sommernarretei, die im Vergangenen sich verlor... An Torheit reich, karg an Vernunft...“

Maria bemühte sich, ein wenig Spott in ihren Blick zu legen, und konnte nur hoffen, daß ihre Lippen nicht zitterten.

„Das dürfen Sie nicht sagen“, stieß er heftig hervor. „Damit würden Sie mir kostbarste Erinnerungen rauben, die mich bis an mein Lebensende begleiten werden. Jener dunstige, verzauberte Abend am See, als wir die Fledermäuse fliegen sahen...“ (S. 30f)

[...] Indeed, there is nothing to forgive. The fault, if any fault there be, was equally mine. I should have been more circumspect. 'Twas only a piece of summer foolishness, soon lost in the past. „In folly ripe, in reason rotten”, you know!’

Maria gave the colonel what she hoped was a satirical smile, trying not to let her lips tremble.

‘No, no!’ he exclaimed vehemently. ‘You must not say so! For that would deprive me of some treasured, *treasured* memories, which will enrich my life to its very final moments, even should I live to be an old, old man. That misty, enchanted evening by the lake when we saw the bats flying...’

Es steht offensichtlich nicht gut um die künftige Ehe zwischen Miss Anne und Oberst Fitzwilliam. Der Eine scheint Maria zu verehren, und die Andere ist offenbar in einen Maler verschossen. In dem Cottage Wormwood End in Rosings Park leben nämlich zwei Kunstmaler, nach ihren beiden zweiten Vornamen „die zwei Toms“ genannt: Der Ältere, Berühmtere heißt Desmond Thomas Finglow, der Jüngere, den Miss Anne so bewundert, Ambrose Thomas Mynges.

Doch es droht gewaltiges Unheil: Ralph Delaval hat aus Dummheit, Übermut oder gar Bosheit Lady Catherine davon überzeugt, das Cottage abreißen und an seiner Stelle einen Lusttempel errichten zu lassen,

weshalb die beiden Maler ausziehen müssen, was dem alten Tom das Herz bricht.

Hier schreibt Maria gerade an ihre Gönnerin Mrs. Jennings.

Lady Catherine war überaus vornehm in krokusgelben Satin gewandet und trug einen gut und gern zwei Fuß hohen Kopfputz mit Straußenfedern. Das Auffallendste an ihrer Erscheinung aber war das viele glitzernde Geschmeide, mit dem sie geschmückt war – eine dreireihige Halskette, Ohrgehänge, unzählige Broschen und eine Art Diadem, das sie an ihrem Turban befestigt hatte. Sie bekam zahlreiche Komplimente für ihren Aufputz, aber ich hörte zufällig, wie Miss Delaval vertraulich Lady Towers gegenüber bemerkte, es sei doch ein Jammer, daß man die wunderbaren Brillanten so stark habe verschmutzen lassen. Auch Lady Catherine hörte diese Bemerkung und war sehr ungehalten, und ich sah, daß sie sich danach mehrmals ausgiebig in einem der langen Spiegel musterte, die in die blaugoldene Täfelung eingelassen sind. Danach frag-

te sie Sir Marmaduke Towers, ob er ein vertrauenswürdiges Geschäft empfehlen könne, das sich auf die Reinigung von Schmuck verstehe, und er schlug, ohne sich zu bedenken, die Firma Gray in der Sackville Street 41 vor, aber Mr. Delaval, der dazugekommen war, widersprach und meinte, die Firma Rundell & Bridge sei zuverlässiger und würde zudem einen Mitarbeiter aufs Land schicken, um den Schmuck an Ort und Stelle zu reinigen, so daß man sich den kostspieligen und gefährlichen Transport der Steine nach London sparen könne. Lady C. registrierte all das sehr aufmerksam, was sie aber bezüglich ihres Schmucks nun beschlossen hat, entzieht sich meiner Kenntnis. (S. 84f)

Lady Catherine was amazingly grand, in crocus-coloured satin and a headdress at least two feet in height, adorned with ostrich feathers. But what made her costume outstanding was the profusion of diamonds that she had hung about her person: a triple-strand necklace, ear-bobs, innumerable brooches

and a kind of coronet wound about her turban. Many were the compliments she received upon her garniture, but I happened to hear Miss Delaval remark privily to Lady Towers that since the diamonds were so fine, it was a great shame that they had been allowed to grow so dirty. Lady C. also chanced to overhear this, and was mightily displeased, and I noticed her several times afterwards observing herself narrowly, in one of the long glasses which alternate with the blue-and-gold panelling. Next, she asked Sir Marmaduke Towers if he could recommend a good diamond-cleaning establishment and he, without the least hesitation, suggested Gray's, at 41 Sackville Street, but now Mr Delaval, approaching, contradicted him and said no, Rundell & Bridge were more reliable, and, furthermore, would send a man to the country who would perform the task of cleaning the diamonds on the premises, thus avoiding the expense and risk of transporting the stones to London. Lady C. took heed of

all this, but what decision she came to regarding the jewellery I do not know.

Während Priscilla nichts unversucht lässt, sich bei Fitzwilliam einzuschmeicheln und ihn womöglich gar für immer einzufangen, was Maria in zusätzliche Aufregung versetzt, lässt ihr Bruder Ralph nicht nach in seinen Bemühungen, Unfrieden zu stiften: Er überredet Lady Catherine, ihren überaus wertvollen Schmuck professionell reinigen zu lassen – welche Hintergedanken er dabei hegt, können wir nur erahnen.

Lady Catherine muss ungeachtet des schlimmen Wetters nun selbst abreisen, weil sie eine sterbenskranke Verwandte eilends instruieren muss, wem diese ihr Vermögen zu hinterlassen hat. In Abwesenheit der Lady erscheinen zwei Abgesandte von zwei verschiedenen Juwelieren gleichzeitig.

Die beiden Besucher traten näher und untersuchten den Schmuck mit der gebotenen Vorsicht.

Dann erklärte der Mann von Rundell & Bridge: „Das ist viel Arbeit, jede Facette

muß einzeln poliert werden. Hier ist das nicht zu machen. Ich müßte den Schmuck mit nach London nehmen und fünfzig Pfund berechnen. Mindestens.“

Sein Kollege betrachtete ihn mit abgrundtiefer Verachtung.

„Hört euch das an!“ sagte er. „Der Mann ist ein Gauner. Ein Schwindler. Ein Betrüger. Wenn er aber glaubt, was er sagt, kann er einen Diamanten nicht von einem Entenei unterscheiden. Erstens würde es das Doppelte, ja vielleicht das Dreifache kosten, diesen Schmuck zu reinigen, und zweitens sind die Steine falsch. Es sind Imitationen. Mir scheint, hier hat mich jemand in den April geschickt.“ (S. 107f)

The two men drew near and cautiously inspected the gems. Then the man from Rundell's said:

‘That’s a big job. All those facets need polishing. Can’t possibly be done here. I’d have to carry them back to town. And the price would be fifty pound. At the very least.’

His companion looked at him with utter scorn.

‘Hark at him!’ he said. ‘The man’s a gyp. He’s a fleece. He’s a sham! If he believes what he says, he don’t know a diamond from a duck’s egg. For a start, it would cost twice that figure to clean them, maybe three times. But in any case those stones are fakes. They are imitation. Ask *me*, I’ve been fetched down here on a fool’s errand!’

Nach dem Gutachten des einen Juweliers ist der gesamte Schmuck eine bloße Imitation, was einen ungeheuren Schock bei allen Anwesenden auslöst.

Um das Unglück voll zu machen, hat der ältere Maler Tom aus Gram über den bevorstehenden Auszug aus seinem letzten Heim einen Schlaganfall erlitten und ist erblindet. Und nicht nur das, er stürzt sich in ein Gartenfeuer, in dem die beiden Toms ihre überflüssige Habe vernichten, und verbrennt – mutmaßlich in voller Absicht, da er selbst als Blinder das Feuer hören und spüren konnte.

An einer Stelle in *Der Schmuck der Lady Catherine* erwähnt Joan Aiken einen Mr. Darcy und seine junge Frau Elisabeth: Wir wissen also, wann die Erzählung spielt, nämlich Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, und wir wissen, dass die Autorin Bezug auf den Roman *Pride and Prejudice* von Jane Austen aus dem Jahr 1813 nimmt, in dem auch Lady Catherine, die Tante von Mr. Darcy, eine wichtige Rolle spielt.

Es ist Joan Aiken gelungen, die Atmosphäre des früheren Werkes auf wunderbare Weise wiederauferstehen zu lassen, allerdings mit einem komödiantischen Einschlag.

Die bisherige Inhaltsangabe kündigt bereits von dramatischen Ereignissen, aber was anschließend noch folgt, stellt jeden Kolportageroman des neunzehnten Jahrhunderts in den Schatten, denn es gibt kaum ein Motiv der Spannungserzeugung, das die Autorin auslöst.

Am Ende geht alles gut aus, außer für den armen Tom, wie wir schon gehört haben, aber die Lösung erfolgt ganz gegen die Erwartungen des Lesers. Dieser grübelt während der Lektüre ja fortwährend, wer

sich nun mit wem verbinden wird, insbesondere in Bezug auf die Hauptfigur und Identifikationsträgerin Maria sowie die wichtigste Nebenfigur Anne. Werden Fitzwilliam und Maria zueinanderfinden, oder heiratet Fitzwilliam Anne oder gar Priscilla? Wird Anne mit dem jüngeren Maler durchbrennen oder gar mit dem unglaublich netten, klugen und gebildeten Gärtnergehilfen Joss?

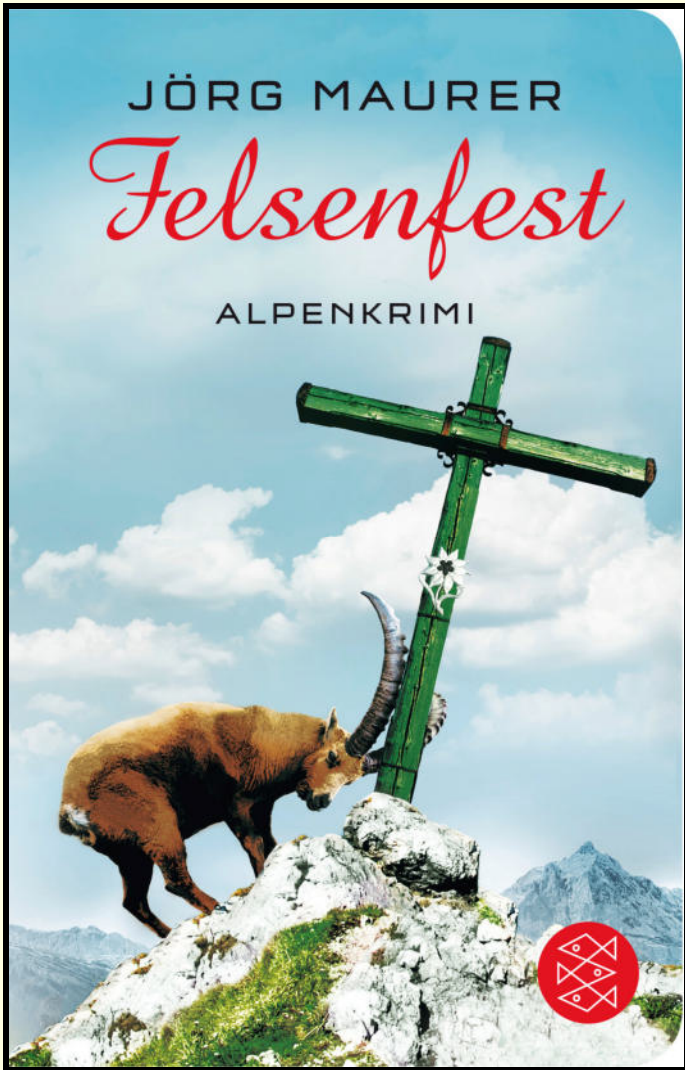
Doch es kommt alles ganz, ganz anders. Die letzten Überraschungen kommen am Ende des Romans so dicht gedrängt, dass man sich fragt, ob die Autorin die Auflösung von Anfang an so geplant hatte oder ob sie sich selbst nicht schlüssig wurde, wie sie das Werk beenden sollte und daher schnell noch ein paar ungeheuerliche Entdeckungen aus dem Hut zog. Aber ungeachtet dessen ist ihr tatsächlich ein nicht nur überraschender, sondern auch perfekt abgerundeter Schluss gelungen.

Der Schmuck der Lady Catherine ist einer der letzten Romane von Joan Aiken; aber die Schaffenskraft der Autorin steht zu dieser Zeit immer noch in voller Blüte.

JÖRG MAURER

Felsenfest

ALPENKRIMI



*Maurer, Jörg: Felsenfest

Jörg Maurer [1953–]

Hubertus Jennerwein 6: Felsenfest (2014)

Fischer 19 697 (TB 432 S./€ 9,99)

Frankfurt am Main 2016, 2. Auflage

Genre: Krimi

Es war nun ein naheliegender Gedanke für mich, einige dieser netten Weggefährten von damals zu bitten, ein Vorwort zu diesem Roman zu schreiben. Ich liebe Vorworte. Sie sind ein kleiner Gruß aus der Küche, ein Amuse-Gueule, ein Magentratzerl, wie man hierzulande sagt. Schade, dass diese Tradition etwas aus der Mode gekommen ist. Ich formulierte also eine höfliche Bitte, suchte in den entsprechenden Internetdiensten nach den in alle Welt versprengten Absolventen meiner damaligen Abiturklasse und beschickte sie per E-Mail. Ich bekam absonderliche Rückantworten, alle waren negativ und beleidigend, manche sogar schroff aggressiv und drohend. Hatten mich meine Erinnerungen an die vielen netten Menschen so getrogen?

Mein ehemaliger Freund F. schrieb, er wäre enttäuscht von mir. Für die mühevollen Hilfestellungen, die er mir damals in Mathematik gegeben habe, hätte ich mich wenigstens einmal bedanken können. (S. 5)

Jörg Maurer plant, einen Krimi über ein Treffen von Hubertus Jennerweins Abiturklasse 1982/1983 zu schreiben. Zu diesem Zweck wendet er sich an seine eigenen ehemaligen Klassenkameraden, sie möchten ihm doch dazu einen Beitrag für seinen „Vorwurf des Autors“ schreiben. Es kommt wie bestellt: Jedermann macht Maurer reihenweise Vorwürfe – und das alles nur wegen einer Fehlentscheidung der Autokorrekturfunktion seines Emailprogramms, denn es hätte selbstverständlich „Vorwort“ statt „Vorwurf“ heißen sollen.

„Ich weiß, dass ihr euch jetzt fragt, wer ich bin. Und ob ihr diese Stimme schon mal gehört habt!“, tönte es wie zum Hohn aus dem Megaphon. „Ihr werdet es nicht herausfinden, strengt euch also gar nicht erst an. Haltet euch an das,

was ich gesagt habe: Alle gucken nach vorne. Niemand nimmt Kontakt zum anderen auf. Ihr bleibt einfach so sitzen, wie ihr jetzt sitzt, und wartet auf weitere Anweisungen. Wenn jemand aus der Reihe tanzt, dann spricht Lady Gaga Nummer zwei.“ (S. 15)

Doch nun zum Roman: Für das diesjährigen Klassentreffen ist ein Ausflug ins Blaue geplant, der überraschenderweise auf einem Berggipfel endet, wo sich einer der Mitwanderer – wer, das hat man in der Aufregung nicht erkannt – sich eine Lady-Gaga-Maske aufgesetzt und den Rest mit einer aus dem Rucksack geholten Maschinenpistole gezwungen hat, dieselbe Maske zu tragen. Außerdem hat der Geiselnnehmer hier vorsorglich Zeltheringe im Felsboden verankert, an die er jetzt seine Kameraden mittels Handschellen kettet. Die Handys nimmt er ihnen natürlich alle ab.

Doch einer der Wanderer hat ein zweites Handy mitgebracht, mit dessen Hilfe er jetzt eine SMS an Jennerwein absetzt, des Inhalts „hu!239.gu“.

Jennerwein hält diese kryptische Nachricht anfangs für einen Scherz, fängt aber dann doch an, darüber nachzugrübeln. Es gab mal einen Schulfreund, der ihn „Hu“ nannte, und er selbst sprach ihn mit „Gu“ an, denn er hieß Gunnar Viskacz. Damit wären schon mal zwei Teile des Rätsels geklärt. Der mittlere Abschnitt ist nun einfach, denn „239“ ist der Polizeicode für Geiselnahme.

Also steht fest, dass der Absender sein ehemaliger Klassenkamerad ist; dass sich dieser wie angekündigt auf einer Bergtour befindet; und dass dieser als Geisel genommen wurde. Da die Fahrt aber ins Blaue stattfand, kann Niemand sagen, wo sich die Klasse jetzt befinden mochte; auch die Nichtteilnehmenden können keine Auskunft geben. Da ist das Kombinationsvermögen von Jennerwein abermals gefragt.

Mittlerweile hat der Geiselnahmer das versteckte Handy entdeckt.

„Alle mal hersehen, was ich da Feines gefunden habe!“

Die Geiseln stöhnten auf. Es klang fast nach einem abgesprochenen, lange ein-

geübten Theaterseufzer. Doch es war der Ausdruck echter Angst. Da hatte sich einer vorgewagt. Da hatte einer etwas unternommen in der schier aussichtslosen Situation. Aber gleichzeitig hatte da einer gegen die Regeln verstoßen. Es war wie damals in der Schule. Gegen den Lehrer aufzumucken war zwar gut, aber es brachte die ganze Klasse in Gefahr. Alte Erinnerungen stiegen auf. Alte Erinnerungen an die Schule sind selten positiv. Meist blubbern nur die übelriechenden und peinlichen Blasen aus dem Froschtümpel des Vergessens: miese Lehrer, ungelüftete Klassenzimmer, eine ungerechte Fünf minus, Angst vorm Durchfallen, Füller vergessen, Klassenkeile. All das stieg jetzt in dem Bärtigen auf und gab dem scharfen Geruch der Angst noch zusätzlich etwas Ranziges. Vermutlich empfanden das die anderen Opfer auch so. (S. 37)

Zur gleichen Zeit planen Ursel und Ignaz Grasegger, das wegen Mafia-Aktivitäten zu Bewährungsstrafen verurteilten und mo-

mentan arbeitslose Bestattungsunternehmersehepaar, sich gemeinsam um den Posten des Bürgermeisters in der alpenländischen Doppelnamensstadt zu bewerben. Weil zwei Personen in einem Amt angeblich nicht vorgesehen sind, beginnen sie, in uralten Akten aus dem Mittelalter zu wühlen, wobei sie Erstaunliches zutage fördern.

In *Felsenfest* zeigt Jörg Maurer wieder einmal sein ganzes Können: Der Roman ist unglaublich einfallsreich und phantasievoll und bietet darüber hinaus auch einen großen sprachlichen Genuss.

Mittels kurzer, aus wechselnden Perspektiven erzählter Kapitel, die jeweils mit einem Cliffhanger enden, will der Autor die Leser bei der Stange halten. Leider übertreibt er es in dieser Hinsicht, so dass der Roman repetitiv und deutlich zu lang wirkt; auf halbem Umfang hätte sich diese Geschichte genauso umfassend erzählen lassen.



**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

Der Mini-Killer

(The Way the Cookie Crumbles, 1965)

Ullstein 10 136 (TB 160 S./DM 4,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1982

Aus dem Englischen von Brigitte Fock

Genre: Krimi

„Hier ist eine verdammte Geschichte passiert. In meinem Lokal liegt eine tote Frau. Bitte kommen Sie schnell her und holen Sie sie ab. Und verstehen Sie gut, Beigler: Für Sie ist das nichts Besonderes, normale Polizeiroutine, mir ist die Sache aber todernst. Ich will kein Aufsehen! Und wenn ich das sage, dann meine ich das auch. Verstanden? Wenn die Presse ein Wort davon zu hören bekommt, dann läßt jemand seinen Skalp, und es ist mir gleich, wer das sein mag. Habe ich mich klar ausgedrückt?“ (S. 5)

Harry Browning, der Inhaber des Restaurants La Coquille in Paradise City, Florida, ruft bei Sergeant Joe Beigler an, weil in seinem Lokal eine tote Frau gefunden wurde.

Die Umstände – neben ihr liegt eine Drogenspritze – deuten darauf hin, dass es Selbstmord sein könnte, aber die Spritze könnte auch gegen ihren Willen gesetzt worden sein.

In der Handtasche der Frau, die Muriel Devon heißt und siebenundvierzig Jahre alt ist, findet sich ein Umschlag mit einem Zettel.

Gehen Sie zum Seaview Boulevard 247. Er hat es verdient. Ich habe es getan. Da doch alles vorbei ist, habe ich diesen Weg gewählt.

Muriel Marsh Devon

P. S. Der Schlüssel liegt unter der Fußmatte. (S. 9)

Wenn dieser Abschiedsbrief nicht gefälscht ist, dann handelt es sich doch um Selbstmord. Andererseits ist das Lokal sehr verrufen, und der kleinwüchsige Barkeeper Ticky Edris soll als Zuhälter fungieren.

In der angegebenen Wohnung im Palace Hotel findet sich die Leiche des Gigolos Johnnie Williams, der mit fünf Schüssen hingerichtet wurde. Die Frage ist, ob der

angebliche Selbstmord von Muriel Devon dazu diene, den Mord an Johnnie Williams zu vertuschen.

Doch nun werden wir in die Pläne der Gangster eingeweiht: Edris schickt seinen Kumpan Phil Algir los, um unter einem falschen Namen Muriels Tochter Norena, siebzehn Jahre alt, vom Internat abzuholen. Algir gelingt das Vorhaben: Er fährt Norena an den Strand, wo er sie erwürgt und verscharrt. Anschließend lässt Edris Ira Marsh holen, Muriels attraktive, aber kratzbürstige siebzehnjährige jüngere Schwester, die vor Norenas Vater die Tochter spielen soll, was insofern nicht schwer sein wird, als sich die Beiden schon lange nicht mehr gesehen haben.

Norenas Vater Melville Devon hat eine hohe Stellung bei einer Bank und ein Verhältnis mit seiner Sekretärin Joy Ansley. Ira gelingt es, Mel zu überreden, ihr eine Stellung in der Bank zu verschaffen – was Edris mit Sicherheit nicht aus wohltätigen Zwecken so geplant hat.

Der Mini-Killer ist ein überaus spannender Krimi mit einem tragischen Schluss. Bedauerlicherweise leidet er an einer über-

komplizierten, zu wenig glaubwürdigen Handlung.

Vertikal herausgeforderte Menschen, die hier in Gestalt von Ticky Edris auftreten, kommen in dem Roman nicht nur sehr schlecht weg, sondern werden auch mit groben verbalen Schmähungen bedacht.

GRACE CURTIS

**DAS
RAUMSCHIFF
DAS VOM
HIMMEL
FIEL**



ROMAN

HEYNE <

Grace Curtis

Das Raumschiff das vom Himmel fiel
(*Frontier*, 2023)

Heyne 32 257 (PB 336 S./€ 16,00)

München 2023

Aus dem Amerikanischen von Maike
Hallmann

Genre: Science Fiction

Es war eine gewöhnliche Nacht auf dem Planeten Erde. Stille lag über dem Land, und still war auch der Himmel, in dem Sterne glitzerten wie eingesunkene Juwelen. Von unten beäugten menschliche Augen diese Sterne mit einem Blick, als wäre einer von ihnen womöglich ein gutartiger Tumor.

Ein Zittern. Aus dem riesigen schwarzen Baldachin löste sich ein silbriger, glühend heißer Splitter und raste Rauch speiend in weitem Bogen abwärts. Er landete in einem Fleck aus Sand und Schutt, der in einer Fontäne aufstieg und dann seufzend wieder zu Boden sank.

Viele Kilometer entfernt kauerte Bolton Strid in einem wackligen Nest ganz

oben auf einer Säule aus gekreuzten Metallträgern. Er schob sein Fernrohr wieder zusammen. „Crawley“, zischte er, ging aber nicht das Wagnis ein, den Blick abzuwenden. „Crawley, wach auf!“

Das Lumpenbündel hinter ihm ächzte und sackte auf die Seite. „Bin noch nicht dran.“

„Wach schon auf, alter Mistkerl.“ Mit der Ferse versetzte er ihm einen Tritt gegen die Schulter, und der ältere Mann setzte sich blinzeln auf. „Bei den Titten der Göttin, was is’ denn los?“

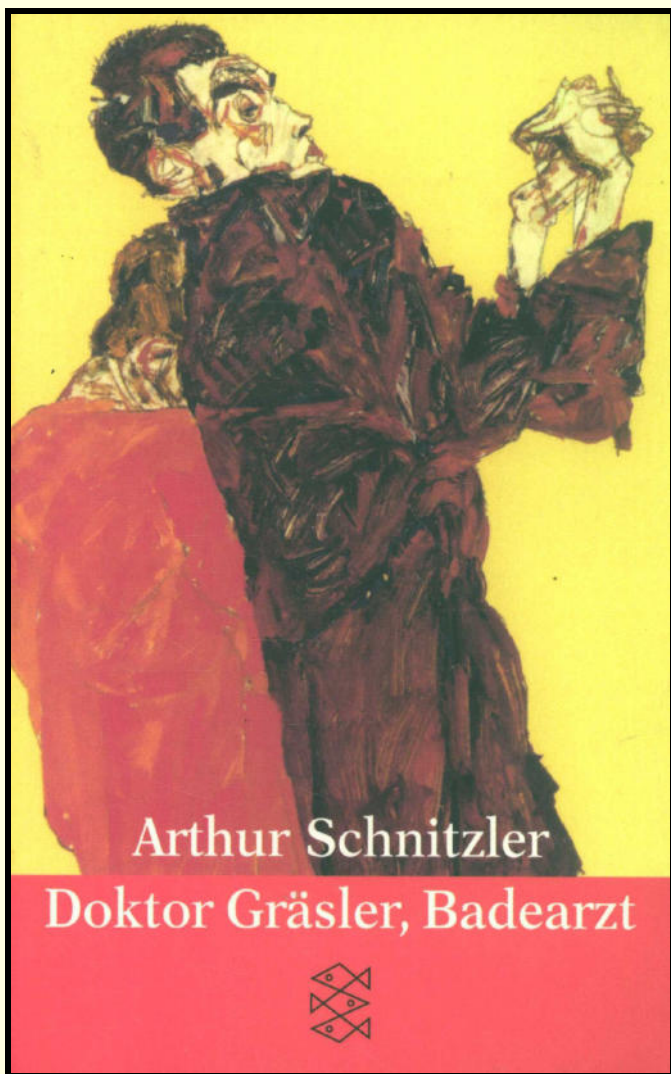
„Pack dein Zeug zusammen“, antwortete Bolton und stopfte das Fernrohr unter seine Jacke. „Wir sind reich.“ (S. 7)

In einer fernerer Zukunft haben die meisten Menschen die Erde verlassen und besiedeln fremde Planeten. In Amerika hält man angesichts der stark geschrumpften Bevölkerung eine Art von Zivilisation wie Ende des neunzehnten Jahrhunderts aufrecht, wobei in manchen abgelegenen Gegenden nur das Faustrecht zu gelten scheint.

Nun geht in der Nähe der Schrotthändlerstadt Buckette ein Satellit nieder, der von den verkommenen Menschen Strid Bolton, Crawley und Marie Marakova heißt begehrt wird. Als sich zeigt, dass das Objekt kein Satellit, sondern die Rettungskapsel eines Raumschiffs ist, wird die Gier noch größer.

Doch Crawley stirbt eines unvermuteten Todes; Bolton erschießt Marie; und zuletzt sinkt auch Bolton selbst nieder. An zwei dieser Todesfälle ist vermutlich die Fremde schuld, die der Rettungskapsel entsteigt und sich auf die Suche nach einem Kommunikator macht, um ihr Raumschiff um Hilfe rufen zu können – aber da wird sie in dieser wüsten Welt, in der man nichts so hasst wie Raumfahrer, lange brauchen.

Das Raumschiff das vom Himmel fiel ist ein abenteuerlicher Science-Fiction-Roman, der die Zustände des gesetzlosen Wilden Westens in Amerikas Zukunft nachdichtet.



***Schnitzler, Arthur: Doktor Gräsler,
Badearzt**

Arthur Schnitzler [1862–1931]

Doktor Gräsler, Badearzt (1917)

Fischer 29 407 (TB 122 S./€ 7,90)

Frankfurt am Main 2001, 4. Auflage

Genre: Drama

Das Schiff lag zur Abfahrt bereit. Doktor Gräsler, dunkel gekleidet, in offenem grauen Überzieher mit schwarzer Armbinde, stand auf dem Verdeck, ihm gegenüber barhaupt der Hoteldirektor, dessen braunes, glattgescheiteltes Haar sich trotz des leisen Küstenwindes kaum bewegte. „Lieber Doktor“, äußerte der Direktor, mit dem ihm eigenen Tone von Herablassung, der dem Doktor Gräsler seit jeher so unangenehm gewesen war, „ich wiederhole, wir rechnen mit Sicherheit darauf, Sie im nächsten Jahr wieder bei uns zu haben, trotz des höchst beklagenswerten Unglücksfalles, der Sie hier betroffen hat.“ Doktor Gräsler antwortete nichts, sondern schaute mit feuchten Augen zum Ufer

der Insel hin, von wo das große Hotelgebäude mit den der Hitze wegen festgeschlossenen weißen Fensterläden grell herüberleuchtete; dann schweifte sein Blick weiter über die verschlafenen gelblichen Häuser und verstaubten Gärten, die im Mittagssonnendunst träge straßaufwärts schlichen, bis zu den spärlichen alten Mauerresten, die die Hügel kränzten. (S. 7)

Doktor Emil Gräsler hat einen guten Teil seines Lebens als Schiffsarzt auf allen Weltmeeren zugebracht. Gegenwärtig – er ist jetzt achtundvierzig Jahre alt – arbeitet er im Sommer als Badearzt auf Lanzarote.

Die diesjährige Saison war von einem großen Unglück überschattet: Gräslers Schwester Friederike, die ihn seit seinem Abschied von der Seefahrt überallhin zu begleiten und sich um ihn zu kümmern pflegte, hatte im Alter von fünfzig Jahren den Freitod gewählt.

An einem der Fenster sah er sie selbst stehen, was ihm auffiel, da um diese schwüle Stunde sonst alle Läden fest

geschlossen zu sein pflegten, und, näher herankommend, merkte er, daß Friederike ihm nicht, wie er von weitem zu bemerken geglaubt hatte, zulächelte, sondern daß sie ihm in vollkommen regungsloser Stellung den Rücken zugewandt hielt. In einer gewissen, ihm selbst nicht ganz verständlichen Unruhe eilte er ins Haus und, rasch auf die Schwester zutretend, die noch immer unbeweglich am Fenster zu lehnen schien, merkte er mit Entsetzen, daß ihr Kopf auf die Brust gesunken war, ihre Augen weit offen standen und sich um ihren Hals eine am Fensterkreuz befestigte Schnur schlang. Er rief laut Friederikes Namen, griff aber zugleich nach seinem Taschenmesser und durchschnitt die Schlinge, worauf die Leblose schwer in seine Arme sank. Er rief nach der Dienerin, die aus der Küche kam und durchaus nicht begriff, was geschehen war, bettete mit ihrer Hilfe die Schwester auf den Diwan hin und begann sofort mit allen möglichen Wiederbelebungsversuchen, wie sie ihm von seinem Berufe her wohlvertraut

waren. Die Dienerin war indes zu dem Direktor geeilt; doch als dieser eintrat, war Doktor Gräsler eben, die Vergeblichkeit all seiner Bemühungen erkennend, ermattet und fassungslos an der Leiche seiner Schwester in die Knie gesunken. (S. 9f)

Gräsler erinnert sich, wie ihm seine Schwester die letzten fünfzehn Jahre lang eine treue Begleiterin war.

Als sie endlich vor fünfzehn Jahren, kurz nach des Bruders Austritt aus dem Lloyd, das Vaterhaus in der kleinen Stadt, aus dem die Eltern rasch hintereinander fortgestorben waren, verlassen und sich ihm zugesellt hatte, um ihm als Haushälterin in seine verschiedenen Aufenthaltsorte zu folgen, war sie weit über dreißig Jahre alt gewesen; doch ihre Gestalt hatte so jugendliche Anmut, ihre Augen einen so rätselhaft dunklen Glanz bewahrt, daß es ihr an Huldigungen nicht fehlte und Emil manchmal nicht ohne Grund besorgte, sie könnte ihm von irgendeinem Be-

werber in eine späte Ehe entführt werden. Als mit den Jahren auch die letzten Aussichten dieser Art schwanden, schien sie sich wohl ohne Klage in ihr Los zu fügen, doch glaubte sich der Bruder nun manchen stummen Blicks aus ihren Augen zu erinnern, der mit leisem Vorwurf auf ihn gerichtet war, als hätte auch er die Glücklosigkeit ihres Daseins irgendwie mit zu verantworten gehabt. So mochte das Bewußtsein eines verlorenen Lebens mit den Jahren sich immer entschiedener in ihr geltend gemacht haben, je weniger sie sich ausgesprochen, und sie hatte endlich der nagenden Pein einer solchen Erkenntnis ein rasches Ende vorgezogen. (S. 10f)

Gräsler vermutet, dass seine Schwester ihr Leben nicht mehr ertragen wollte, nachdem aufgrund ihres Alters ihre Aussichten, noch einen Gatten zu finden, vollständig geschwunden waren.

Gräsler reist in ein deutsches Badestädtchen, um dort den Winter zu verbringen. In einem ehemaligen Forsthaus wohnt die

Familie Schleheim. Die Tochter Sabine, siebenundzwanzig Jahre alt, bittet Gräsler um Hilfe, weil ihre Mutter erkrankt ist. Gräsler weist Sabine anfangs ab, weil er hier nicht praktiziere, lässt sich aber schließlich doch überreden, die Mutter zu behandeln. Es gelingt Gräsler, Frau Schleheim mit einer strengen Diät zu heilen. Der Sohn Karl wiederum bittet Gräsler, sich auch des Vaters anzunehmen, der zu viel trinkt; auch hier gelingt Gräsler eine Wendung zum Besseren, weshalb Gräsler ein gern gesehener Gast im Forsthaus wird. Alle Beteiligten, die Schleheims wie Gräsler, leben merklich auf, Letzterer vor allem wegen der Gesellschaft von Sabine, die ihm zusehends sympathischer wird.

Wir erfahren, dass Gräsler nicht freiwillig so lange Junggeselle geblieben ist, sondern dass er eine ganze Reihe von Frauenbekanntschaften hatte, darunter einige weniger standesgemäße, und wir hören sogar von einigen Begegnungen, die man besser nicht aussprechen sollte.

Aber alle Beziehungen scheiterten, und zwar nicht an den Frauen, sondern an der Gemütsverfassung Gräslers. Dieser zeigt

sich als wankelmütig, introvertiert, melancholisch, kühl, manchmal auch schroff und direkt. Es ist ihm offenbar gelungen, bisher noch jede seiner Frauenbekanntschaften vor den Kopf zu stoßen, so dass diese die Freundschaft einseitig beendeten.

Ein heruntergekommenes Kurhaus aus dem Besitz von Dr. Frank ist zu verkaufen, und Gräsler überlegt, ob er es nicht vielleicht erwerben und sich hier fest niederlassen sollte. In diesem Vorhaben wird er von Sabine bestärkt, in die sich Gräsler mittlerweile verliebt hat. In einem Brief teilt sie Gräsler mit, dass sie gewillt sei, einen Heiratsantrag anzunehmen und überdies in der Verwaltung des zu erwerbenden Kurhauses aktiv mitzuwirken.

Außerdem schreibt sie, dass sie einige der offensichtlichen Charakterschwächen von Gräsler dulden würde beziehungsweise auf deren Besserung hinwirken würde. Das wiederum stößt Gräsler so vor den Kopf, das er sogleich in seine Heimatstadt abreist; er hinterlässt Sabine nur einen Brief, in dem er sie um vierzehn Tage Bedenkzeit bittet.

Denn es war ihm nun klar, daß ihn eigentlich noch nie jemand wirklich verstanden hatte, weder Frau noch Mann! Nicht seine Eltern, nicht seine Schwester, so wenig als seine Kollegen und seine Patienten es getan hatten. Seine Verschlossenheit galt für Kälte, sein Ordnungssinn für Pedanterie, sein Ernst für Trockenheit; und so war er als Mensch ohne Überschwang und Glanz sein Leben lang zur Einsamkeit vorherbestimmt gewesen. Und weil er nun einmal so war und nicht anders und überdies um so viele Jahre älter als Sabine, darum konnte, darum durfte er das Glück nicht annehmen, das sie ihm darzubringen bereit war, oder sich bereit glaubte, und das wahrscheinlich das Glück gar nicht gewesen wäre. (S. 52)

Gräsler fühlt sich von der ganzen Welt unverstanden, sogar von seinen Eltern und seiner Schwester. Er glaubt, in seinem inneren Wesen ganz anders zu sein als er nach außen wirkt. Wenn dem tatsächlich so ist, dann fällt es ihm offenbar sehr schwer, sich

wie andere Menschen frei und natürlich zu geben.

In seiner Heimatstadt besucht Gräsler seinen Jugendfreund Böhlinger, der Anwalt von Beruf ist. Außerdem lernt er die Ladenmamsell Katharina Rebner kennen, um die er sich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, offen bemüht. Vielleicht gelingt ihm diese innere Überwindung, weil Katharina von ihrer sozialen Stellung weit unter ihm steht und er sich daher ihr gegenüber weniger gehemmt fühlt. Er versäumt es aber nicht, einen versöhnlichen, entschuldigenden Brief an Sabine zu schreiben sowie einen zweiten an den Besitzer des Kurhauses, dass er in den Kauf einwillige; auf beide Schreiben erhält er jedoch keine Antwort.

Katharina erweist sich als sehr anschmiegsam, und es kommt bald zum einvernehmlichen Beischlaf. Katharina erzählt ihren Eltern, sie würde ihren Urlaub bei Verwandten verbringen, zieht jedoch in Wirklichkeit für vierzehn Tage zu Gräsler.

Im selben Haus wohnt die attraktive Witwe Sommer mit ihrer kleinen Tochter Fanny. Als Fanny an Scharlach erkrankt,

lässt sich Gräsler, obwohl er gegenwärtig nicht praktiziert, überreden, das Mädchen zu behandeln, das so schwer nicht erkrankt ist und daher bald gesundet.

Bei der Durchsicht seiner Wohnung entdeckt Gräsler die Briefe seiner Schwester Friedrike. Er muss zu seinem Erstaunen feststellen, dass die vermeintliche alte Jungfer stets ein abwechslungsreiches Liebesleben geführt hat, die längste Zeit sogar mit seinem besten Freund Böhlinger, was dieser gleichmütig zugibt. Gräsler kommt zu dem Schluss, dass sich seine Schwester deshalb das Leben genommen hat, weil sie mit fünfzig Jahren für Männer unattraktiv geworden ist.

Nachdem Katharina wieder zu ihren Eltern zurückkehrt ist, ergreift Gräsler wieder die Sehnsucht nach Sabine. Er reist in den Badeort zurück, muss jedoch feststellen, dass sich Dr. Frank entschlossen hat, das Kurhaus selbst zu renovieren. Da somit für Sabine die Möglichkeit, Kurhausdirektorin zu werden, verschwunden ist, trennt sie sich emotionslos von Gräsler.

Gräsler weiß nun endlich, was er will: Er reist zurück in seine Heimatstadt, um Ka-

tharina zu heiraten. Doch Katharina ist todkrank, denn Gräsler hat offenbar den Scharlach von der kleinen Fanny auf sie übertragen.

„Katharina“, rief Gräsler. Sie rückte das Tuch anscheinend mühsam von den Augen fort, die trüb erglänzten. „Guten Abend“, sagte sie mit einem schwachen Lächeln, doch wie abwesend.

„Katharina!“ Er stand an ihrem Bett, entfernte hastig die Decke von ihrem Hals, schob das Hemd von ihren Schultern weg, und eine tiefe Röte zeigte sich. Das Fieber schien sehr hoch gestiegen, die Abgeschlagenheit war beträchtlich, und so bedurfte es für Gräsler keiner eingehenderen Untersuchung mehr, um Katharinens Erkrankung als Scharlach zu erkennen. Und ihre eine Hand in der seinen haltend, tief bedrückt, sich wie ein Schuldiger fühlend, sank er auf den Sessel neben dem Bett hin. (S. 108)

Den Eltern ist die Schwere der vermeintlichen Kinderkrankheit noch nicht klar.

„Aber Herr Doktor, davon kann doch wohl keine Rede sein. Das ist doch eine Kinderkrankheit. Ihre Schwester hat's gehabt, da war sie fünf Jahre alt. Da hätte sie's doch gleich damals bekommen.“

Katharina schien durch die überlauten Worte ihres Vaters zu klarerem Bewußtsein gebracht und sagte: „Der Herr Doktor wird es wohl besser wissen als du, Vater. Aber er wird mich auch sicher gesund machen, nicht wahr?“

„Ja, das werde ich, Katharina, das werde ich“, sagte Gräsler, und er liebte sie in diesem Augenblick so sehr, wie er noch niemals ein menschliches Wesen geliebt hatte. (S. 109)

Gräsler weiß, dass Katharina dem Tod geweiht ist, was ihn doppelt schmerzt, einerseits, weil er sie jetzt unendlich zu lieben meint, und andererseits, weil er sich an ihrem Tod schuldig fühlt.

Gräsler beugte sich über die Kranke, streichelte ihre Wangen und Haare, küßte sie auf die Stirn, versicherte sie,

daß sie in ein paar Tagen wieder ganz gesund sein werde und daß sie dann gleich zu ihm zurück müsse; daß er sie überhaupt nie wieder von sich fortlassen und überallhin mitnehmen werde, wo sein Schicksal ihn hinführe; daß es ihn ja mit aller Macht wieder hergetrieben habe und daß sie sein Kind sei und seine Geliebte und seine Frau, und daß er sie liebe, liebe, wie noch nie ein Wesen geliebt worden sei. Aber während er sie noch befriedigt lächeln sah, merkte er schon, daß all seine Worte den Weg ins Tiefste ihrer Seele nicht mehr fanden, daß sie nur mehr als schwankende Schatten erfaßte, was ringsum sich bewegte, daß er am Beginn von Tagen stand, in denen jede Stunde erfüllt sein sollte von der grauenhaften Angst um etwas Geliebtes, das einem unsichtbar nahenden Feind verfallen ist; und daß er sich zu einem verzweifelten Ringen rüsten mußte, – daß er doch schon in diesem Augenblick als nutzlos erkannte. (S. 110)

Katharina stirbt. Gräsler trauert unendlich um sie und fühlt sich so allein wie noch nie in seinem Leben. Viel fehlte wohl nicht mehr, und er würde sich erhängen wie seine Schwester.

Er war allein, so allein, wie er es noch nie gewesen, nicht nach seiner Eltern, nicht nach seiner Schwester Tod. Sein Leben war mit einem Male allen Inhaltsbar. Er begab sich auf die Straße, ohne zu wissen, was er mit sich anfangen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Er haßte die Menschen, die Stadt, die Welt, seinen Beruf, der am Ende doch zu nichts anderem gut gewesen war, als gerade dem Geschöpf den Tod zu bringen, das bestimmt schien, seinen alternden Jahren ein letztes Glück zu geben. Was blieb ihm nun auf Erden noch übrig? Daß er in der Lage war, seinen Beruf hinzuwerfen und, wenn es ihm beliebte, nie wieder mit irgendeinem menschlichen Wesen ein Wort wechseln mußte, erschien ihm der einzige Trost, der einzige Gewinn seines Daseins. (S. 111)

Die Witwe Sommer will sich bei Gräsler für die Heilung ihrer Tochter Fanny bedanken und erfährt auf diese Weise vom Tod Katharinas.

Und dort erzählte er ihr, daß seine liebe kleine Freundin, dieselbe, die sie noch vor wenigen Wochen im chinesischen Schlafrock mit den goldgestickten Drachen am Treppengeländer gesehen hätte, nach einer Krankheit von wenigen Tagen dahingeschieden sei. Erst auf die teilnahmsvolle Frage der Frau Sommer ergänzte er, daß ein tückisches Scharlachfieber das junge Geschöpf dahingerafft habe. Es kämen jetzt viele Fälle in der Stadt vor, ja, man könnte fast von einer Epidemie sprechen. Und irgendein Zusammenhang zwischen der Krankheit seiner Freundin und dem Fall der kleinen Fanny sei um so weniger anzunehmen, als der Scharlach des Kindes so leicht verlaufen sei, daß er an der Richtigkeit seiner Diagnose beinahe zweifeln möchte. Und er nahm das Kind, das eben hereingelaufen kam, zwischen die Knie, streichelte dessen Locken und

küßte es auf die Stirn. Dann weinte er leise vor sich hin, und als er wieder aufblickte, sah er Tränen im Auge der jungen Frau. (S. 118)

Aber Gräsler ist bei der Witwe Sommer in guten Händen, so dass er sie in der nächsten Zeit immer häufiger besucht.

Von nun an nahm sich Frau Sommer des vereinsamten Junggesellen mit unaufdringlicher Güte an; er verbrachte viele Stunden, insbesondere jeden Abend in ihrer Wohnung und brachte der Kleinen, die er immer zärtlicher liebte, allerlei Spielzeug mit, darunter wilde Tiere aus Holz und Pappe, von denen er dann überdies Geschichten erzählen mußte, als wären es eigentlich wirkliche, aber verzauberte Bestien. Frau Sommer aber zeigte sich in Wort und Blick von Tag zu Tag dankbarer für all die Liebe, die der Doktor ihrem vaterlosen Kinde erwies.

Es war noch kein Monat seit Katharinen's Tod vergangen, als Doktor Emil Gräsler auf der Insel Lanzarote mit Frau

Sommer, die übrigens seit dem Tag ihrer Abreise Frau Gräsler hieß, und der kleinen Fanny ans Land stieg. Der Direktor stand an der Landungsbrücke, barhaupt wie gewöhnlich, und sein glattgestrichenes braunes Haar bewegte sich trotz des Küstenwindes kaum. „Willkommen, lieber Doktor“, begrüßte er den Ankommenden, mit dem amerikanischen Akzent, der auf Gräsler schon im vorigen Jahre unangenehm gewirkt hatte. „Willkommen! Sie haben wohl ein wenig auf sich warten lassen, aber wir freuen uns um so mehr, Sie wieder hier zu haben. Die Villa ist natürlich instand gesetzt, und ich hoffe, daß sich auch die gnädige Frau bei uns wohl fühlen wird.“ Er küßte ihr die Hand und tätschelte die Wange der Kleinen. (S. 118f)

Gräsler und die Witwe Sommer freunden sich zusehends an, und insbesondere Gräsler und Fanny gewinnen sich immer stärker lieb. Gräsler erzählt dem Mädchen mit Hingabe phantastische ausgeschmückte Aben-

teuer aus seiner Zeit als Seearzt, und Fanny hängt wie gebannt an seinen Lippen.

Nach wenigen Wochen sind Gräsler und die Witwe verheiratet, und alle Drei fahren nach Lanzarote, wo Gräsler wieder seinen Dienst als Badearzt antritt.

Die Luft war wundersam durchsonnt, wie an einem Sommertag, und sie gingen alle dem Hotel zu, das ihnen blendend weiß entgegenglänzte; voran der Direktor und die junge Frau im lebhaften Gespräch, hinter ihnen Doktor Gräsler und die kleine Fanny in einem etwas zerdrückten weißen Leinenkleid und mit einem weißen Seidenbändchen in den schwarzen Locken. Gräsler hielt ihre weiche Kinderhand in der seinen und sagte: „Siehst du dort das kleine weiße Haus, wo alle Fenster offen stehen? Da wirst du wohnen, und gleich darunter, das kannst du jetzt natürlich nicht sehen, ist ein Garten mit merkwürdigen Bäumen, wie du sie noch nie gesehen hast... und unter denen wirst du spielen; und wenn es anderswo schneien wird und die Leute frieren, da wird hier

die Sonne scheinen geradeso wie heute.“ So redete er weiter, immer die weiche Kinderhand in der seinen, deren Druck ihn beglückte, wie nie eine andere Berührung ihn beglückt hatte. Die Kleine, neugierig zu ihm aufblickend, horchte ihm zu. (S. 119)

Doktor Gräsler, Badearzt ist nicht nur eine Lebensbeschreibung, sondern auch ein Psychogramm eines Menschen, der infolge seiner Veranlagung eine problematische Beziehung zu Anderen hat. Aus heutiger Sicht würde man sagen, dass Gräsler wohl an einer leichten Form von Autismus leidet, die es ihm einerseits erschwert, die Beweggründe anderer Menschen zu verstehen und die andererseits ihn selbst seinen Mitmenschen kühl und distanziert erscheinen lassen – obwohl doch Gräsler sich im Innern ebenso nach Wärme und Nähe sehnt wie jeder Mensch. Aber er versteht es nicht, so geschmeidig und charmant wie Jedermann zu agieren, sondern stößt Andere durch sein Verhalten, das teils zu zurückhaltend und teils zu direkt ist, vor den Kopf. Auch ist er nicht in der Lage, sich

selbst zu verstehen, weshalb er so oft falsche Entscheidungen trifft; hätte er eine bessere Einsicht in seine eigene Verfasstheit, könnten er seinen Schwächen besser gegensteuern.

Am Ende findet Gräsler aber doch noch sein Glück, und zwar einerseits bei der Witwe Sommer, die ihm nicht nur eine brave Frau, sondern auch ein Ersatz für Mutter und Schwester ist. Aber seine wichtigste Bezugsperson ist erstaunlicherweise die kleine Fanny, die ihm nicht nur völlig vertraut, sondern von seinen Geschichten über die Wunder der weiten Welt völlig fasziniert ist. Schon bei Sabines Familie hat der zurückhaltende Gräsler, um auch ein wenig zur Unterhaltung beizutragen, von seinen Reisen erzählt, was aber von zu Zuhörern eher als eine Art Kuriosum aufgenommen wurde. Hier aber hat Gräsler Jemand gefunden, der ihm nicht nur begeistert zuhört, sondern sogar zusammen mit ihm eines dieser fernen, exotischen Länder selbst besuchen darf. Es zeigt sich, dass Gräsler vom Gemüt her ein wenig kindlich geblieben ist und daher in der kleinen Fanny seine Seelengefährtin gefunden hat.

Doktor Gräsler, Badearzt bildet in Arthur Schnitzlers eher pessimistischem Werk insofern eine Ausnahme, als hier drei Menschen am Ende ihr kleines Glück finden, nach dem sie sich so lange gesehnt haben.



Joan Aiken
*Mitternacht
ist ein Ort*

Roman · Diogenes

***Aiken, Joan: Mitternacht ist ein Ort**

Joan Aiken [Joan Delano Aiken, 1924–2004]

Mitternacht ist ein Ort

(Midnight Is a Place, 1974)

Diogenes 22 770 (TB 322 S./DM 16,80)

Zürich 1996/60

Aus dem Englischen von Ilse

Bezenberger

Genre: Historischer Roman

Es hatte den ganzen Tag geregnet. Selbst bei gutem Wetter war der Park von Schloß Mitternacht kein anheimelnder Ort. Der Qualm aus den vielen Schornsteinen der Stadt hatte die meisten der großen Kastanienbäume, die wie Schachfiguren eines halb beendeten Spiels weit verstreut im rußigen Grase standen, geschwärzt und halb erstickt. Es war schwer, sich vorzustellen, daß unter diesem schmutzig tröpfelnden Geäst einmal Schafe gegrast oder Damen mit Sonnenschirmen gelustwandelt haben sollten, oder daß Kinder auf den Steinbrocken herumgeklettert wä-

ren, die wie entblößte Zähne aus dem Erdboden hervorstaken, als sei er zu mürbe, sie zu bedecken. Und immer der Rauch in der Luft. Selbst an klaren Tagen lag er wie ein dünnes Gazegespinnst über der Mulde, in welche die Stadt Blastburn gebettet war. (S. 7)

It had been raining all day. Even in good weather the park around Midnight Court was not a cheerful place. Smoke from the city's many chimneys had blackened and half-killed most of the great chestnut trees which stood like chess pieces from a half-finished game dotted at distant intervals over the sooty grass. It seemed hard to believe that sheep had ever grazed or ladies lolled with parasols under those branches, now so grimy and dripping, or that children had climbed the rocks which came like bared teeth through the ground as if it were too scanty to cover them. And the smoke was always in the sky. Even on a clear day it hung like a thin layer of tissue above the hollow which held the city of Blastburn.

Wir befinden uns im England des Jahres 1842, und zwar in der Industriestadt Blastburn. Ein Herrenhaus wie Schloss Mitternacht ist hier ein ungewöhnlicher Anblick, aber auch dieses Gebäude und sein Park sind von den Ausdünstungen der Fabriken in Mitleidenschaft gezogen.

Kräftige Feuer waren in Schloß Mitternacht unbekannt, ebenso wie helle Lichter oder fröhliche Stimmen oder lebhaftere Musik oder Gelächter. (S. 8)

Large fires were unknown in Midnight Court, as were bright lights, or gay voices, or lively music, or laughter.

Das Schloss ist ebenso wie die angrenzende Teppichfabrik im Besitz des gealterten Junggesellen Sir Randolph Grimsby. Hier lebt der zwölfjährige Lucas Bell, der in Indien geborene, verwaiste Sohn von Grimsbys ehemaligem Teilhaber, über den Grimsby jetzt die Vormundschaft ausübt.

Das riesige Haus stand halb leer; dreißig Zimmer waren zugesperrt worden.

Viele Fenster waren zerbrochen. Mauern bröckelten. Das Dach hatte angefangen, hier und dort undicht zu werden. (S. 10f)

The great house stood half-empty; thirty rooms had been closed. Many of the windows were broken. Walls were crumbling. The roof had begun to leak here and there.

Grimsby ist ungewöhnlich geizig und gibt nicht einmal genügend Geld für ausreichende Heizung aus. Da das Schloss zusehends verfällt, ist anzunehmen, dass es Grimsby an den nötigen Mitteln mangelt, was wiederum darauf schließen lässt, dass es auch um seine Teppichfabrik nicht zum Besten steht. Neben einigen Dienstboten leistet sich Grimsby nur noch eine Haushälterin, Mrs. Gourd, und einen Hauslehrer für Lucas, Mr. Oakapple.

Lucas führt eine Art Tagebuch, in das er wahre Ereignisse und erfundene Geschichten einträgt. Heute schreibt er Folgendes.

„Sir Randolph ist wie ein alter, grauer Kondor mit scharfem Schnabel und Klauen. Auf Bildern habe ich Vögel wie ihn auf Felszacken hocken sehen, mit bösen, kleinen, roten Augen. Sie leben in der Wildnis und reißen ihre Beute aufs Geratewohl. Aber er ist ein guter Mensch. Drei Kirchen hat er gebaut und der Stadt Blastburn zu Wohlstand verholfen. Er ist mein Vormund; ich sollte ihm dankbar sein. Ich habe Angst vor ihm. Das muß daran liegen, daß ich schlecht bin. Warum bin ich schlecht? Erbanlage? Das Aufwachsen in einem heidnischen Land? Ist es, weil ich schlechte Träume habe?“ (S. 15f)

Sir Randolph is like an old gray condor with sharp beak and talons. I have seen pictures of birds like him perched on crags, with fierce little red eyed; they live in the wilderness and tear their prey untidily. He is a good man; he built three churched and brought prosperity to the town of Blastburn. He is my guardian; I should be grateful to him. I am afraid of him. This must be because I am bad. Why am I bad?

*Heredity? Upbringing in heathen country?
Is it because I have bad dreams?*

Nach dem Willen von Grimsby soll Lucas ab seinem unmittelbar bevorstehenden dreizehnten Geburtstag in der Teppichfabrik arbeiten, um die dortigen Prozesse von der Pike auf zu studieren.

Bertram Smallside, der Vorsteher der Fabrik, weiß, wie wenig Grimsby von seinem Mündel hält und behandelt Lucas dementsprechend.

Hier zeigt ein Mr. Scratcherd Lucas gerade die Fertigungsprozesse.

Von dem, was er während der nächsten paar Stunden sah, sollte er nicht nur in der darauffolgenden, sondern in vielen künftigen Nächten träumen.

Nicht so sehr, daß das Gesehene furchteinflößend gewesen wäre – obgleich es das gelegentlich durchaus war –, aber es war alles so ungewohnt, so total anders als alles, was er je gesehen hatte. Die Umrisse, die Bewegungen der Maschinen waren so schwarz, so rasch, so häßlich oder so unvermutet. Die Ge-

räusche waren so ungeheuerlich laut, die Hitze so sengend, die Gerüche so widerwärtig, ätzend oder erstickend.

„Das da is der Mischer...“ – oder der Greifer, die Scheidepresse, der Stampfkessel, erläuterte Scatcherd unaufhörlich, während er, sich behende duckend, großen Metallarmen auswich, sich an enormen, schnell rotierenden Bolzen vorbeischoob, vorbei an Rädern, die vor Geschwindigkeit fast unsichtbar waren, vorüber an unablässig wirbelnden Treibriemen, durch Bogengänge aus Kolben, die sich hoben und senkten wie die Beine irgendeines großen Insekts, dessen Körper im Wald der Maschinerie über ihnen verborgen war. (S. 26)

He was to dream, that night and for many nights to come, of what he saw during the next couple of hours.

It was not so much that the sights were frightening, though some were that; but they were so strange, so totally unfamiliar from anything that he had ever seen before; the shapes and movements of the machines were so

black, quick, ugly, or sudden; the noises were so atrociously loud, the heat was so blistering, the smells so sickly, acid, or stifling.

„This here’s the melder“—or the grabber, the sorting-press, or the tub thumper—Scatcherd kept saying, as he dodged nimbly under great metal arms, round swiftly-spinning enormous screws, by wheels that were almost invisible from speed and ever-whirling belts, through arches of pistons that rose and fell like the legs of some great insect, the body of which was hidden in the forest of machinery above them.

Die Fabrik ist in einem sehr schlechten Zustand; die Arbeiter werden miserabel bezahlt; und auf Sicherheit wird überhaupt nicht geachtet, so dass es immer öfter zu schweren und sogar tödlichen Unfällen kommt, besonders bei den Frauen und Kindern, die hier arbeiten müssen.

Unterdessen ist auf Schloss Mitternacht ein weiteres Kind eingetroffen, und zwar Anna Maria Murgatroyd aus Frankreich. Ihr Großvater Sir Quincy war der Gründer und

Erbauer von Schloss und Fabrik, aber dessen Sohn Denzil hatte Beides bei einer Wette an Grimsby verspielt, wobei es Gerüchten zufolge nicht mit rechten Dingen zugegangen sein soll. Denzil verließ daraufhin England und zog nach Frankreich, wo er heiratete und die Tochter Anna bekam, die mittlerweile ebenso wie Lucas verwaist ist und bei Grimsby unwillige Aufnahme gefunden hat.

Anna erweist sich als überaus verwöhntes Mädchen: Sie ist eigensinnig, eitel und quirlig zugleich. Auch wenn sich Lucas über Anna stets ärgern muss, kümmert er sich doch um sie, weil er neben dem Hauslehrer der Einzige ist, der Französisch spricht und sich daher mit Anna verständigen kann.

Das Leben auf Schloss Mitternacht könnte so trist weitergehen wie bisher, käme es nicht zu einem ungeheuren Unglück: Das ganze Schloss wird ein Raub der Flammen, selbst die Nebengebäude und die unbewohnten Flügel. Grimsby kommt als Einziger in den Flammen um, und man vermutet, dass er den Brand selbst gelegt und darin den Tod gesucht hat, weil der Kon-

kurs seines Unternehmens unabwendbar war.

Lucas und Anna sind nun ganz auf sich allein gestellt und müssen selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen: Anna versucht es mit dem Sammeln von Zigarrenkippen, während Lucas mit einem halbverrückten Stadstreicher in der Kanalisation nach Gegenständen von Wert sucht.

Joan Aiken malt in *Mitternacht ist ein Ort* die Schrecknisse, denen Angehörige des Proletariats in England Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ausgesetzt sind, in den düstersten Farben aus. Bisweilen scheint die Einbildungskraft mit ihr durchzugehen, so dass der Roman fast schon zur Phantastik zu rechnen ist. In jedem Fall bildet er die hochdramatische Kolportageliteratur dieser Zeit hervorragend nach.

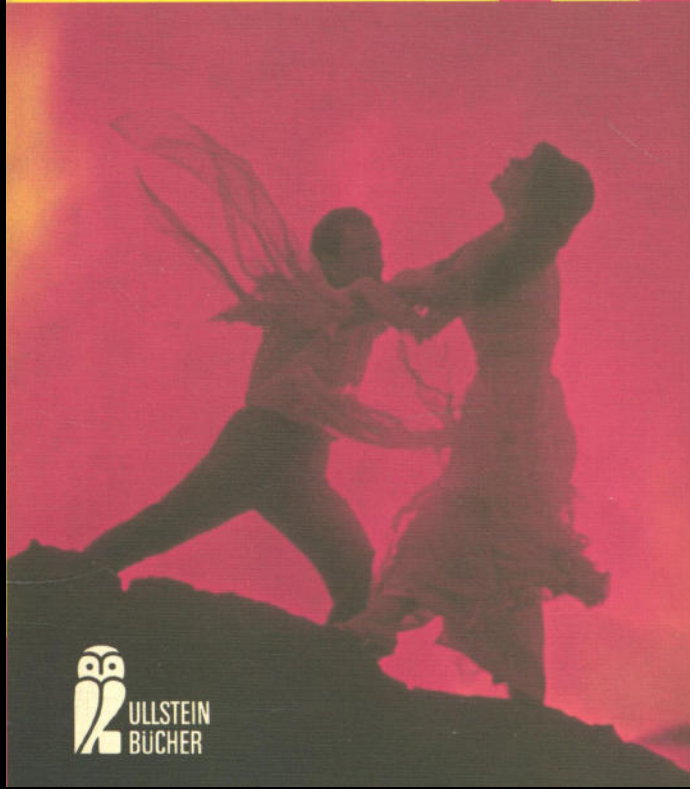
Zu der bedrückenden Atmosphäre des Romans kommt jedoch eine ausnehmend spannende Handlung, so dass der Leser von Anfang bis Ende mit Lucas und Anna fiebert, welches schreckliche Schicksal sie wohl erwarten könnte beziehungsweise ob auf sie doch noch auf ein glückliches Ende hoffen könnten.

James Hadley Chase

Hurrikan der Leidenschaften

Erstmals
in deutscher
Sprache

KRIMINALROMAN



**James Hadley Chase [René Lodge
Brabazon Raymond, 1906–1985]**

Hurrikan der Leidenschaften

***(Believe This – You'll Believe Anything,*
1975)**

Ullstein 01 743 (TB 128 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1976

Aus dem Englischen von Ursula

Bergmann

Genre: Krimi

Ich sah ihn durch die Glaswand meines Büros, als er das Vorzimmer betrat. Er war etwa Anfang Dreißig; groß, schlank, dunkelhaarig. Der weiße Sommeranzug mußte ihm von liebenden Händen auf den Leib geschneidert worden sein. Nach seinem Profil zu urteilen, war er ein Filmstar; kein Produzent hätte sich dieses Profil kampflos entgehen lassen.

Sue Douglas, meine Mitarbeiterin und rechte Hand, schenkte ihm ihr schönstes Begrüßungslächeln, aber auf ihn machte es keinen Eindruck. Er sah sich um, unsere Blicke begegneten sich durch die Glaswand, dann ließ er Sue

einfach stehen und betrat mein Büro, dessen Tür er leise hinter sich zuzog.

„Sind Sie hier der Chef?“ fragte er in einem Englisch, das ich in dem halben Jahr, welches ich in England verbracht hatte, als bestes Eton und Cambridge kennengelernt hatte.

„Ganz richtig.“ Ich erhob mich. „Clay Burden. Kann ich etwas für Sie tun?“ Ich deutete auf den Besuchersessel, den er erst argwöhnisch betrachtete, sich aber dann darauf niederließ. (S. 5)

Clay Burden arbeitet in Paradise City, Florida, für American Travel Services, eine Agentur, die für betuchte Kunden Reisen bis ins Kleinste plant und ihnen überdies einen großzügigen Kreditrahmen einräumt.

Hier erhält Clay gerade Besuch von einem ausgesprochen arroganten Menschen namens Vernon Dyer, der für seinen Chef, den Makler Henry Vidal, eine neue Agentur sucht, nachdem dieser mit American Express nicht mehr zufrieden ist.

Clay räumt trotz gewisser Bedenken Vidal Enterprises einen Kreditrahmen von zweihunderttausend Dollar ein, da Vidal

bekanntermaßen Millionär ist. Clays Freund Joe Harkness, der bei American Express arbeitet, warnt Clay allerdings, dass Vidal keinerlei Sachwerte besitzt, sondern Häuser wie Autos nur gemietet hat, aber Clay lässt sich davon nicht beirren.

Vidal ist mit den ersten Buchungen von Clay so zufrieden, dass er ihn von ATS abwirbt und ihm das doppelte Gehalt zahlt, was Vidal im Endeffekt immer noch billiger kommt, weil er es perfekt versteht, die Arbeitskraft seiner Mitarbeiter bis zum Letzten auszubeuten. Clays erster Auftrag ist, Mr. und Mrs. Vidal für eine Woche nach San Salvador zu begleiten und dabei als eine Art Mädchen für alles zu fungieren, was Clay insofern freut, als er für diese Zeit seine zänkische und schlampige Frau Rhoda, die in Paradise City die Boutique The Trendie Miss betreibt, nicht sehen muss.

Doch Clays Überraschung ist ungeheuerlich, als er feststellt, dass Mrs. Vidal keine Andere ist als Valerie Dart, die große Liebe seines Lebens, die ihm vor Jahren ganz unerwartet den Laufpass gegeben hat.

Ich ging durch den Korridor und klopfte an der Tür mit der Nummer sieben.

„Herein!“

Die etwas tiefe Stimme ließ meine Nerven vibrieren, obwohl ich mir keinen Grund dafür vorstellen konnte.

Ich öffnete die Tür und betrat einen großen, elegant eingerichteten Salon, der so viele Blumen enthielt, daß ich mir wie in einem Blumenladen vorkam.

Eine große, schlanke und dunkelhaarige Frau, in ein langes weißes Hauskleid gehüllt, stand am Fenster.

Obwohl sechs Jahre vergangen waren, als ich sie zum letztenmal gesehen hatte, erkannte ich sie sofort wieder. Mein Herz setzte beinahe aus. Sie war noch schöner geworden, noch sicherer, aber immer noch die Frau, die ich nie zu lieben auf gehört hatte.

„Val!“ Ich starrte sie an. „Das kann doch nicht wahr sein – Val!“

„Endlich“, flüsterte sie. „Clay, Liebster.“

Sie kam auf mich zu, legte mir die Arme um den Hals und bot mir ihren Mund zum Kuß. (S. 31f)

Clay und Val verbringen eine Nacht miteinander, während Vidal seinen Geschäften nachgeht, müssen sich aber schon früh wieder trennen.

„Aber es ist doch noch so früh“, sagte ich. Ich mußte hören, wie es ihr ergangen war.

„Nein, zieh dich an.“ Ihre Stimme klang so drängend, daß ich nach meinen Sachen griff. „Wenn er jemals auf den Gedanken käme, was hier passiert ist, würde er dich ruinieren. Er ist rachsüchtig und böse, und es gibt nichts, was er nicht fertigbringt, wenn er es sich in den Kopf gesetzt hat. Glaub mir, Clay, ich weiß, wovon ich rede.“ (S. 32)

Val erzählt Clay, wie skrupellos Vidal ist und wie gefährlich sein Leibwächter ist: Vidal würde ohne zu zögern Clay ermorden lassen, erführe er von dem Ehebruch.

Die Beiden verbringen eine romantische Woche zusammen, aber dann heißt es wieder Abschied nehmen. In der Zwischenzeit hat Val ihrem Geliebten vorgejammert, wie sehr sie unter Vidal leide, der sie unter

hypnotischer Kontrolle habe. Val sieht keinen anderen Ausweg aus ihrer Not, als Vidal zu ermorden, was am besten Clay übernehmen soll.

Hurrikan der Leidenschaften ist ein unterhaltsamer, flott erzählter Krimi, der vor allem mit der Schilderung des ungeheuren Stresses, dem Clay als Angestellter von Vidal ausgesetzt ist, glänzt. Allerdings wirkt die Handlung gegen Ende des Romans nicht glaubwürdig genug, weil Clay selbst in seiner grenzenlosen Verliebtheit erkennen müsste, dass man mit ihm ein übles Spiel spielt. Immerhin geht das Drama für Clay am Ende noch einigermaßen gut aus.

NICOLE AREND

V
A
M
P
S

ROMAN

HEYNE <

Nicole Arend

Dark Academia 1: Vamps

(Fresh Blood, 2022)

Heyne 32 269 (PB 446 S./€ 16,00)

München 2023

Aus dem Englischen von Antonia

Zauner

Genre: Phantastik

„Ich will nicht gehen. Bitte zwing mich nicht“, flehte Dillon seinen Vater an.

Gabriel seufzte. „Dillon, wir haben doch darüber geredet. Ich habe deiner Mutter versprochen, dass ich dich, sobald du achtzehn bist...“

„Warum willst du so dringend ein Versprechen halten, das du einer Frau gegeben hast, der wir nicht einmal wichtig genug waren, um bei uns zu bleiben, Dad?“

„Ich habe es dir doch schon gesagt – die Sache ist kompliziert. Sie hat uns verlassen, um dich zu beschützen, und ich muss mein Versprechen ihr gegenüber halten.“

Dillon zog eine finstere Miene. „Beschützen? Wovor genau?“

„Genau deshalb musst du gehen. Du musst etwas über dich und die Welt deiner Mutter lernen.“ (S. 9)

Hoch oben in den Schweizer Alpen liegt die Vampire Academiae ad Meritum, Peritia et Scientia, kurz VAMPS, geleitet von der Rektorin Madame Dupledge und dem Konrektor Mr. Hunt. Dillon Halloran, der allein von seinem Vater erzogen wurde, muss wohl oder übel Schüler dieser Akademie werden, weil Halloran Senior es seiner abtrünnigen Frau so versprochen hatte.

Etwas daran ließ ihn genauer hinsehen, und als sie sich näherten, wurde ihm klar, dass das gar kein richtiger Berggipfel war. Jemand hatte ein unfassbares futuristisches Gebäude in den Berg eingebaut. Es hatte die Form eines umgedrehten Fangzahns, der sich nach den Wolken reckte. Außen war es vollständig mit metallicgrauen, rautenförmigen Platten bedeckt, die dort, wo das Mondlicht sie traf, silbern schimmerten. Es

schien keine Fenster oder Türen zu geben. Dillons Herz raste – es sah gleichzeitig atemberaubend und unglaublich unheilvoll aus. (S. 25)

Die Akademie ist in den Berg hineingebaut und weist zwölf Stockwerke auf, ein ebenso faszinierender wie bedrohlicher Anblick.

Dillon lernt eine Reihe von anderen Neuankömmlingen kennen, darunter auch die nette Sade, mit der er sich anfreundet. Ansonsten hat er aber einen schweren Stand in der Akademie, denn er ist hier der einzige Dhampir, also ein Halbvampir, da sein Vater rein menschlich ist. Trotzdem soll sich Dillon als besonders wichtig für das Schicksal der Vampire erweisen.

Vamps ist ein unterhaltsamer phantastischer Roman für jugendliche Leser.

**Francis
Durbridge**
Paul Temple
und die
Schlagzeilenmänner



Francis Durbridge [Francis Henry Durbridge, 1912–1998] & Charles Hatton

||

Paul Temple 2: Paul Temple und die Schlagzeilenmänner

(Paul Temple and the Front Page Men, 1939)

**Goldmann 03 190 (TB 182 S./DM 2,50)
München 1969**

Aus dem Englischen von Peter Th. Clemens

Genre: Krimi

„Über eine Million Exemplare bis jetzt“, verkündete Hunter.

„Derartige Einzelheiten gehen uns weniger an“, erklärte Reed, dem die dauernden Unterbrechungen nicht behagten, „was uns angeht, ist ein bald nach Erscheinen des Buches verübter Überfall auf die Margate-Centralbank, bei dem der Hauptkassierer ermordet wurde.“

„Ja, scheußliche Sache“, pflichtete Hunter bei, „es ist inzwischen aber recht still darum geworden. Haben Sie sich nicht damit befaßt, Mac?“

„Ich befasse mich noch damit“, gab Reed unmißverständlich zurück, „doch ich wünsche nicht, daß diese Tatsache allgemein bekannt wird! Neben der Leiche des Kassierers fanden wir diese Karte.“ Er reichte ein spielkartengroßes Stück weißes Papier hinüber.

Hunter betrachtete es stirnrunzelnd. „Die Schlagzeilenmänner! Das also ist die Karte – ich las natürlich davon. Übrigens hat dieses Verbrechen den Verkauf des Buches enorm gefördert.“ (S. 6f)

Chefinspektor Charles „Mac“ Reed und Inspektor Hunter grübeln über einen zurzeit ungemein populären Kriminalroman mit dem Titel „Die Schlagzeilenmänner“ (im Original „The Front Page Men“) von einem unbekanntem Autor, der sich hinter dem Pseudonym Andrea Fortune verbirgt.

Kurioserweise hat eine äußerst erfolgreiche Gruppe von Verbrechern sich diesen Namen, nämlich die „Schlagzeilenmänner“, zu Eigen gemacht. Eine ihrer Spezialitäten ist die Entführung von Kindern gegen Lösegeld; just eben hat es den Sohn von Sir Nor-

man Blakeley getroffen. Chefkommissar Sir Graham Forbes hat bereits ermittelt, dass Blakeley am Tag der Entführung zwei Besucher hatte, nämlich den Klavierstimmer J. P. Goldie sowie Mr. Andrew Brightman. Letzterer war ebenfalls ein Opfer der Schlagzeilenmänner: Seine Tochter wurde entführt, aber nach Bezahlung des Lösegeldes unverletzt freigelassen. Allerdings konnte sie nichts über die Verbrecher aussagen, da sie an einer Gedächtnislücke litt, hervorgerufen allem Anschein nach durch eine spezielle Droge.

Zufälligerweise erfährt das Ehepaar Louise & Paul Temple von der Entführung. Paul ist ein erfolgreicher Schriftsteller, der schon einmal Scotland Yard bei der Aufklärung eines Verbrechens zur Hand gegangen ist, während Louise unter dem Pseudonym Steve Trent als Journalistin tätig ist.

Blakeley hält sich nicht an die Vorgabe der Schlagzeilenmänner, auf keinen Fall die Polizei einzuschalten, und wird in Folge tot aufgefunden, ermordet mit einer Überdosis der Amnesiedroge. Neben dem Toten findet sich eine Karte.

Der Chefkommisсар nahm die Karte und las: „Anders als Mr. Brightman – er hat geredet! Die Schlagzeilenmänner.“ Schweigend reichte er die Karte an Paul Temple, der sie genau betrachtete und dann mit der Bemerkung an Reed zurückgab: „Ihre Sammlung wächst, Chefinspektor!“ Mac Reed überhörte dies. (S. 31)

Paul Temple und die Schlagzeilenmänner ist sehr unterhaltsam und gibt dem Leser Rätsel über Rätsel auf. Ein besonderer Kniff des Autors ist es, eine ganze Reihe von Figuren vorzustellen, die offensichtlich etwas Anderes sind als sie darzustellen vorgeben. Die Frage ist nun, wer von diesen Figuren der geheimnisvolle Chef der Schlagzeilenmänner sein könnte, den nicht einmal seine Mitverbrecher kennen; denn unter den Verdächtigen tummeln sich auch Polizisten, Detektive und frühere Opfer der Schlagzeilenmänner, die in Verkleidung den Verbrechern auf die Spur kommen wollen, wobei Francis Durbridge es sorgfältig vermeidet, deren Identität frühzeitig aufzudecken.

Paul Temple ist ursprünglich eine unglaublich populäre Hörspielreihe des BBC, die von 1938 bis 2013 lief, wobei jedes Abenteuer des Amateurdetektivs in meistens acht Folgen ausgestrahlt wurde. Da eine Romanreihe stark nachgefragt wurde, Francis Durbridge aber keine Zeit hatte, seine Drehbücher mit Füllmaterial auszustatten, wurde diese Aufgabe an einen gewissen Charles Hatton, über den sonst nichts bekannt ist, delegiert.

Michael Innes

Ein sicherer
Hafen

Roman



Wunderlich

***Innes, Michael: Ein sicherer Hafen**

Michael Innes [John Innes Mackintosh Stewart, 1906–1994]

Charles Honeybath 3: Ein sicherer Hafen
(Honeybath's Haven, 1977)

Wunderlich (HC 204 S./DM 24,00)

Aus dem Englischen von Otto Bayer

Tübingen 1979

Genre: Krimi

Charles Honeybath hatte Edwin Lightfoot seit Jahren aus den Augen verloren. Es war zwischen den beiden Malern keineswegs zum Bruch gekommen, aber aus dem einen oder anderen Grunde war der Strom der Sympathie zwischen ihnen zu einem Rinnsal verebbt und dann völlig eingetrocknet. Wenn er jetzt darüber nachdachte, kam Honeybath (der ein nachdenklicher Mensch war) zu dem Schluß, daß hier einer der wunden Punkte des reiferen Alters liegen mußte. Mal ist der eine, mal der andere mit dem oder jenem beschäftigt; jeder findet, daß der andere ein wenig langweilig wird und seine Unterhaltung

zunehmend in den gleichen gewohnten Bahnen dahinzuplätchern beginnt, in traurigem Gegensatz zu der sprühenden Lebendigkeit von ehemals; die Pausen zwischen den Begegnungen ziehen sich in die Länge, bis schließlich eine Kluft da ist, deren Breite sich nur noch mit einer gewissen Peinlichkeit erklären läßt. Bekanntschaften können auf diese Weise mehr oder weniger harmlos im Sande verlaufen. Aber wenn es sich um Freundschaft handelt, kann doch auf beiden Seiten das (durchaus richtige) Gefühl zurückbleiben, daß man sich schlecht benommen hat. (S. 9)

Charles Honeybath had been out of touch with Edwin Lightfoot for years. There had been no sort of breach between the two painters, but for one reason and another the flow of sympathy between them had turned to a trickle and then dried up altogether. Reflecting on it, Honeybath (who was a reflective man) judged that here was one of the vulnerabilities of later middle age. Now one man and now the other is

preoccupied with this or that; each believes that the other is turning rather dull, rather prone to slip into repetitive conversational routines sadly differing from the stimulating sparkle of yore; the intervals between meetings stretch themselves out, until eventually there has come a gap so long as to be awkward to explain. Acquaintanceships can wind themselves up more or less harmlessly in this way. But when it is a matter of friendship each party can be left feeling (quite correctly) that he hasn't behaved well.

Charles Honeybath, Mitglied der Royal Academy und ein begehrter Porträtmaler, war vor vielen Jahren mit einem Kollegen namens Edwin Lightfoot befreundet. Letzterer hatte in seiner Jugend einige herausragende Gemälde geschaffen, war aber dann künstlerisch abgesunken, so dass seine neueren Werke kaum mehr gefragt sind. Das bedauert am meisten der Bilderhändler Ambrose Prout, Bruder von Melissa, der Ehefrau Lightfoots. In jüngster Zeit soll Lightfoot schrullig, ja sogar schwermütig

geworden sein, so dass es Honeybath für seine Pflicht hält, die alte Freundschaft wieder etwas aufzufrischen.

Die ernsthafte Ausübung einer jeglichen Kunst hat etwas mit Besessenheit zu tun, und insofern hatte der eigentlich eher gewöhnliche Prout vollkommen recht gehabt, als er meinte, ein Künstler könne nicht so ohne weiteres aufhören. Wenn er das tat, verlor er gleichsam seine Identität. Natürlich hat ein Künstler es auf eine Art besser als die meisten Menschen, denn die Gesellschaft verzichtet darauf, ihm das Aufhören vorzuschreiben; niemand überreicht ihm eine Armbanduhr oder einen Fernsehapparat oder einen großen, seiner bisherigen Bedeutung angemessenen Scheck und sagt ihm damit, daß er verschwinden soll. Im allgemeinen sieht die Gesellschaft gern ihre Künstler uralt werden – vielleicht weil sie sich vor ihnen sicherer fühlt, wenn sie erst berühmt und tatterig geworden sind. Tizian und Picasso, Voltaire und Bernard Shaw: ihr Ansehen wuchs mit ihren Jah-

ren, und niemandem wäre es eingefallen, sie aufs Altenteil zu schicken. Der Physiker verliert sein Laboratorium, der Arzt seine Krankenbetten, sogar der Richter seine listenreichen Anwälte. Der Künstler aber arbeitet für sich allein immer weiter: er malt, er schreibt, er schafft Harmonien mit einer Saite aus Darm und einer Mütze voll Wind.

Allerdings – sagte sich Honeybath, als der Bus in die Goldhawk Road einbog –, dann trüben sich Degas' Augen, Beethovens Gehör läßt nach, und Shakespeare leidet wahrscheinlich an einer progressiven Wortamnesie und hat nicht einmal einen Thesaurus, auf den er zurückgreifen kann. Und was dann? Dann muß auch der Künstler sein Bündel schnüren, und fortan wetzt er nicht mehr seinen Geist, seine Empfindsamkeit, sondern nur noch die Rosenschere und geht zu seiner Frau hinaus in den Garten. (S. 15f)

The serious practice of any art is ob-
sessional, and that rather commonplace
fellow Prout had been perfectly right in

declaring that an artist simply can't stop off. If he does so, he virtually loses the sense of his own identity. He is, of course, luckier than most men in that society refrains from *ordering* him to stop off; from handing him a watch or a television set or an enormous cheque corresponding to his consequence hitherto in its fabric, and at the same time telling him to clear out. Society, on the whole, *likes* its artists to be immensely aged – perhaps because it feels itself safer from them when they have become eminent and doddering. Titian and Picasso, Voltaire and Bernard Shaw: their standing mounts with their years, and it occurs to nobody to tell them they ought to retire. The physicist loses his laboratory, the surgeon his beds, even the judge his bobbing barristers. But the artist goes on on his own: painting, scribbling, creating harmonies from catgut and a capful of wind.

Only – Honeybath told himself as his bus turned into Goldhawk Road – Degas' sight dims, Beethoven's ear dies on him, Shakespeare is probably bedevilled

by a mounting nominal amnesia and doesn't even have Roget's *Thesaurus* to help him out. So what then? The artist too has to pack up, sharpen not his wits and sensibilities but his secateurs, and get out among his wife's roses.

Während Honeybath auf dem Weg zu Lightfoot ist, sinniert er über andere große Künstler, die im Alter ihr Schaffen beenden und sich prosaerischen Tätigkeiten wie etwa dem Rosenzüchten widmen mussten.

Honeybath wird von Melissa empfangen, die, sofern sie nicht gerade sitzt, ihr Gegenüber in der dritten Person anzusprechen pflegt.

„Das ist ja Charles“, sagte Mrs. Lightfoot wie zu ihrer eigenen Information. „Charles Honeybath. Da muß etwas passiert sein. Jemand hat ihm eins auf den Kopf gegeben, und er weiß nicht mehr, wohin er geht. Oder ist er auf der Flucht vor der Polizei?“

„Guten Abend, Melissa.“ Honeybath erinnerte sich, daß diese Blödelei früher

einmal Melissa Lightfoots Vorstellung von Humor gewesen war. (S. 18)

‘It’s Charles,’ Mrs Lightfoot said, apparently for her own information. ‘Charles Honeybath. Something must have happened. Somebody has hit him on the head, and he doesn’t know where he’s wandering. Or is he a fugitive from the police?’

‘Good evening, Melissa.’ Honeybath remembered that this sort of nonsensical banter had been Melissa Lightfoot’s notion of fun long ago.

Honeybath ignoriert Melissas Eigenheiten so gut er eben kann und erkundigt sich nach ihrem Gemahl.

„Er erkundigt sich nach meinem Mann. Soll ich ihm die Wahrheit gleich sagen? Warum eigentlich nicht? Edwin ist verrückt geworden.“

„Das hört man ungern.“ Honeybath zog die Wohnungstür hinter sich zu, nachdem Mrs. Lightfoot keinerlei Neigung zeigte, dies selbst zu tun. „In wel-

cher Art ist er denn verrückt, Melissa? Du weißt ja – Verrücktheit hat viele Erscheinungsformen. „

„Zwangsvorstellungen. Er hält sich für jemand anderen, und nie zwei Wochen hintereinander für denselben. Manchmal ist er sogar etwas anderes. Vor kurzem hat er sich doch dieses Spiegelsystem aufgebaut, das ihr Maler immer nimmt, um ein Selbstporträt zu zeichnen und der Welt nicht das linke Ohr als das rechte zu präsentieren — als ob das einen Unterschied machte! Aber auf dem Skizzenblock erschien dann gar kein Mann, sondern ein Auto. [...]“ (S. 18f)

‘He’s asking about my husband. Shall I tell him the truth at once? I don’t see why not. Edwin’s mad.’

‘I’m very sorry to hear that.’ Honeybath closed the front door of the flat behind him – Mrs Lightfoot having shown no disposition to perform this action herself. ‘What sort of madness, Melissa? It comes – doesn’t it? – in so many different forms.’

‘Delusions. He believes himself to be somebody else, and never the same person two weeks running. Or even something else. A few days ago he set up that system of mirrors you use when you’re going to do a self-portrait and don’t want your left ear to face the world as your right. As if it made any difference! But what appeared on his drawing board wasn’t a man at all. It was a motorcar. [...]‘

Als sich Lightfoot schließlich zeigt, spielt er mit Verve einen längst verstorbenen Einbrecher mit dem Spitznamen Flanellfuß, der früher im selben Haus gelebt haben soll. Honeybath lässt sich seine Bestürzung nicht anmerken, sondern grübelt darüber nach, ob Lightfoot nun senil geworden ist oder ob er gar manisch-depressiv ist; dass die Darstellung fremder Personen nur eine Laune darstellt, mit der Lightfoot andere Menschen irritieren will, ist ebenfalls nicht auszuschließen. Honeybath ist in jedem Fall fest entschlossen seinen Freund zu retten, aber er weiß noch nicht, auf welche Weise er das tun kann.

Auf dem Heimweg bricht sich Honeybath durch einen unglücklichen Zufall sein linkes Handgelenk und fasst das als einen Wink des Schicksals auf, sich um einen Altersruhesitz zu kümmern. Selbiger winkt in Form des ausgesprochen feudalen, für den begüterten Künstler aber erschwinglichen Hanwell Court. Wie sich bei einer Besichtigung herausstellt, wird Hanwell Court gern als Unterbringung für ältere Menschen besserer Kreise, deren Schrullen sich zu einem Wahn verfestigt haben, genutzt.

Die Aussicht, seinen Lebensabend in einer solchen Institution zu verbringen, behagt Honeybath allerdings nicht sonderlich.

Aber das hieß nicht, daß er seinen Lebensabend gern damit verbringen wollte, Irre bei Laune zu halten. Wer dazu bereit war, konnte sich ja gleich als Wärter oder Pfleger in einer Irrenanstalt verdingen und Geld dafür bekommen. Ob Hanwell Court nun ganz oder doch überwiegend so eine Anstalt war, wußte er noch nicht genau. Jedenfalls wohnten hier einige Leute mit eindeutig idiosynkratischen Neigungen. Aber

daran war ja eigentlich nichts auszusetzen. In diesen Zeiten, da man alle Leute in die gleiche Form steckte und zum Abklatsch aller anderen zu pressen versuchte, sprach vieles für eine Institution, die dem Absonderlichen Raum ließ. Honeybath (der sich selbst für einen durch und durch unkonventionellen Menschen hielt) wollte hier keine voreiligen Schlüsse ziehen. (S. 55f)

But this didn't mean that he wanted to spend his declining years humouring lunatics. If one was prepared to do that one could get paid for it as some sort of keeper or attendant in a madhouse. He wasn't yet clear that Hanwell Court was entirely, or even preponderantly, such a receptacle. It certainly sheltered a number of persons of markedly idiosyncratic tastes. But there was nothing very wrong with that. In the present age, when nearly everybody was being dimly pulped into a replica of everybody else, an institution standing up for oddity had much to commend it. Honeybath (who believed himself to be a

stoutly unconventional type) wasn't going to come to premature conclusions.

Die Lightfoots trennen sich auf ihre alten Tage, und Honeybath überlässt generös seinen Platz in Hanwell Court dem bemitleidenswerten Lightfoot.

Bei einem späteren Besuch muss Honeybath feststellen, dass Lightfoot schrecklich schlecht malt – bekommt ihm am Ende der Aufenthalt hier nicht? Andererseits fertigt Lightfoot ganz wundervolle, satirisch angehauchte Skizzen der übrigen Insassen – ein Ausdruck, den Honeybath ironisch benutzt – an, was zeigt, dass sein Talent zwar verborgen, aber noch vorhanden ist.

Obwohl Lightfoot nun getrennt von seiner Frau lebt, verfolgt ihn sein Schwager Ambrose Prout mit größter Hartnäckigkeit, denn er glaubt fest, dass neben den bekannten, hochberühmten Frühwerken Lightfoots noch weitere, gut versteckte Arbeiten aus dieser Zeit existieren würden, auch wenn Honeybath keinerlei Grund für diese Annahme sieht.

Ein sicherer Hafen beginnt als amüsante Satire auf verschrobene Künstler im Speziel-

len und exzentrische Engländer im Allgemeinen, erzählt in einem hervorragenden, geschliffenen Stil. Hier folgt nochmals eine kleine Kostprobe.

Eine halbe Stunde später trat Honeybath im Wunsch nach einem Aperitif, dessen verdauungsfördernde Eigenschaften er im Hinblick auf die *cuisine* der Hanwell Arms sicher bald würde brauchen können, in die Bar. Diesmal waren keine Gangster zugegen. Dafür war – nicht minder bestürzend — Melissa da. Natürlich hatte Melissa alles Recht der Welt, hier in der Gegend zu sein; es wäre andernfalls geradezu ungehörig gewesen. Völlig ungerührt bei ihrer Tiefenmeditation zu bleiben, gleich welchem Zweig sie sich gerade verschrieben hatte, wäre gewissermaßen allzu meditativ gewesen. Aber es war natürlich eine Gemeinheit von ihr – dachte Honeybath höchst unlogischerweise –, daß sie den Weg ausgerechnet in dieses Gasthaus gefunden hatte. Wie sollte er in Ruhe über alles nachdenken können, wenn dieses lästige Weib sich

an ihn hängte? Und das würde sie mit Sicherheit tun. Sie gehörte zu dieser anhänglichen Sorte. (S. 164)

Half an hour later, and in quest of an *apéritif* the digestive virtues of which might soon be urgently called upon in face of the Hanwell Arm's cuisine, Honeybath went into the bar. This time, there were no gangsters present. There was, however, Melissa – a circumstance almost equally disconcerting. Melissa had, of course, every right to be in the vicinity; indeed, it would have been unbecoming were she not. To have remained undisturbed in whatever sort of Deep Meditation she was at present going in for would have been, so to speak, too meditative by far. But it was tiresome of her – Honeybath most unreasonably thought – to have found her way to this pub. How was he to think matters out with the confounded woman latching on to him? And she would certainly do that. She was the latching-on sort.

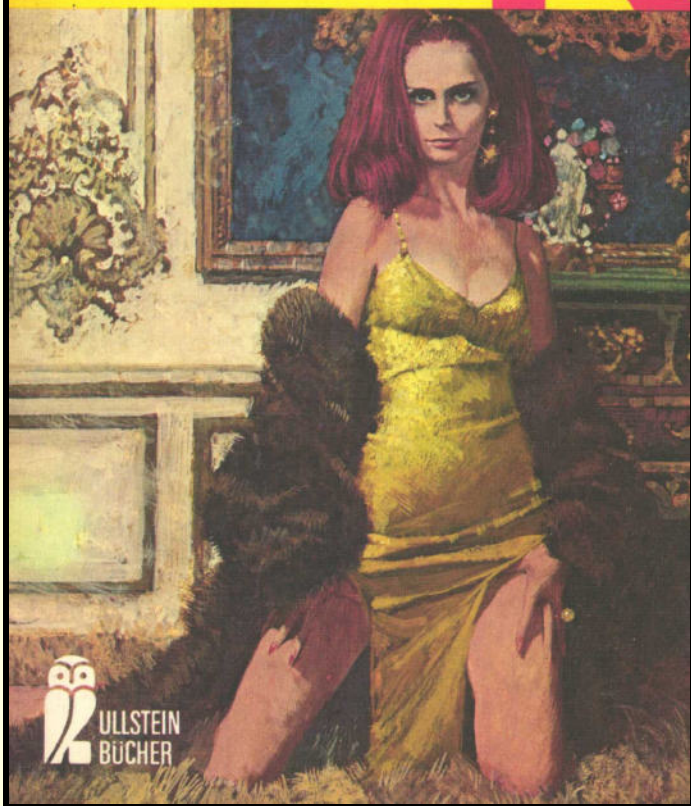
Gleichzeitig ist das Werk auch ein Lobgesang auf Kunst und Künstler, deren wunderbare Wirkung ausführlich gewürdigt wird.

Aber nicht umsonst gilt der Roman als Krimi, denn in der zweiten Hälfte kommt es zu Mord und Totschlag, wobei die Handlung in ein furioses Finale mündet.

James Hadley Chase

Satan in Satin

KRIMINALROMAN



James Hadley Chase

Satan in Satin

(More Deadly Than the Male, 1946)

Ullstein 01 810 (TB 156 S./DM 3,80)

Frankfurt/M Berlin Wien 1977,

2. Auflage

Aus dem Englischen von Mechtild

Sandberg

Genre: Krimi

Ella war enttäuscht. Fast jeden Morgen, vorausgesetzt, er hatte keinen Kater, schlug George sie mit seinen blutrünstigen Erzählungen über Revolvermänner, Gangster und ihre Liebchen in Bann. Er hatte sie alle gekannt, als er noch in den Staaten gelebt hatte. Sein Name war berühmt und berüchtigt bei den Herren der Unterwelt, und er hatte genug Abenteuer erlebt, um ein Dutzend Bücher schreiben zu können.

Diese Geschichten, die George so zungenfertig erzählte, waren alle die Ausgeburten seiner ungewöhnlichen Phantasie. Er war niemals in den USA gewesen, hatte nie in seinem Leben einen Gangster zu Gesicht bekommen. Doch

seit Jahren verschlang er gierig die amerikanischen Revolverheftchen, hatte sich jeden Gangsterfilm angesehen, der jemals produziert worden war, und sich auf diese Weise ein erstaunliches Wissen über die amerikanische Verbrecherwelt angeeignet, die ihn bis zur Besessenheit faszinierte.

Wie so viele Menschen, die sich in ihre eigene, geheime Welt zurückziehen, litt George unter einem starken Minderwertigkeitskomplex. Sein ganzes Leben hatte es ihm an Selbstvertrauen gefehlt; was er auch angefangen hatte, war in seinen Augen von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. (S. 7)

George Fraser lebt zusammen mit seinem Kater Leo in London und verdient sich sein Geld als Vertreter für die World-Wide Publishing Company. Er ist ein Eigenbrötler und zugleich ein Angeber, der sein Ansehen mit erfundenen Geschichten über seine Abenteuer in Amerika aufzubessern versucht, auch wenn ihm außer seiner Putzfrau niemand glaubt.

Dann öffnete er die Schachtel und entnahm ihr eine schwere Luger-Pistole. Seine Hand schloß sich um den langen metallbeschlagenen Holzkolben, und sein Gesicht nahm einen beinahe verklärten Ausdruck an. Er legte die Schachtel auf den Boden und betrachtete die Pistole von allen Seiten, als hätte er sie nie zuvor gesehen.

Georges Pflegevater hatte die Pistole als Erinnerung an die Schlacht an der Somme aus Frankreich mitgebracht, und dazu ein Magazin mit fünfundzwanzig Kugeln. (S. 24)

Georges größter Stolz ist eine Luger-Pistole, die sein Pflegevater aus dem Ersten Weltkrieg mitgebracht hat. Jeden Tag nimmt George sie in die Hand und stellt sich vor, welche Macht er mit dieser Pistole ausüben könnte.

Dreizehn Jahre lang war die Waffe Georges größter Schatz gewesen. Jeden Tag fand er die Zeit, sie aus ihrer Schachtel zu nehmen, sie zu reinigen, das schwarze Metall zu polieren, das

Magazin herauszunehmen und wieder einzusetzen. Es verlieh George ein ungeheures Gefühl der Überlegenheit, die Pistole in der Hand zu halten. Mit tiefer Befriedigung pflegte er sich vorzustellen, wie jene Leute, die ihn während der Woche schlecht behandelt hatten, wohl reagieren würden, wenn er ihnen mit der Waffe in der Hand entgegenträte. (S. 24)

Sehr erfolgreich ist George nicht beim Verkauf der Lexika, die sein Verlag anbietet. Das ist wohl auch der Grund, warum er einen neuen Kollegen namens Sydney Brant anlernen soll, der George sehr bald verdächtig erscheint, weil er sich wie ein Gangster benimmt.

Sydney hat eine Schwester namens Cora, in die sich George vom Platz weg verliebt. Cora ist allerdings sehr unzugänglich.

„Meine Freunde kennen mich alle“, erklärte sie. „Ich hatte nur vergessen, daß das bei Ihnen nicht so ist. Sie interessieren sich auch bestimmt gar nicht

für mich. Sie haben doch an jedem Finger ein Mädchen.“

„Aber nein, ich ...“

„Ich schlafe mit keinem Mann“, fuhr sie fort, ohne seinen Einwurf zu beachten. „Das gehört zu meiner Unabhängigkeit. Ich nehme nichts, und ich gebe nichts.“

Er sagte nichts. Was gab es da schon zu sagen? (S. 52)

In einer griechischen Bar betrinkt sich Cora und provoziert in diesem Zustand die Besitzer. George will ihr helfen, aber Beide werden arg verprügelt, woraufhin George Rache schwört. Er kehrt mit seiner ungeladenen Luger zurück und bedroht einen Griechen, wobei er unabsichtlich den Abzug betätigt und den Mann erschießt.

Ganz offensichtlich hat Cora heimlich eine Patrone in den Lauf geladen und zudem den Abzug sehr leichtgängig eingestellt: Cora und Sydney war von Anfang an klar, dass George sowohl ein Dummkopf als auch ein Angeber ist, und haben ihn benützt, für sie einen Mord auszuführen. Beide sind verschwunden, und George steckt

in einer fatalen Klemme, denn die Polizei wird ihm sicher kein Wort glauben.

Satan in Satin ist wie alle Krimis von James Hadley Chase unterhaltsam erzählt und flott geschrieben, lässt es aber leider an Glaubwürdigkeit missen.

W. Somerset
Maugham

Damals
und
heute

Ein Macchiavelli-Roman



Diogenes

***Maugham, W. Somerset: Damals und heute**

W. Somerset Maugham [William Somerset Maugham, 1874–1965]

Damals und heute

(Then and Now, 1946)

Diogenes 20 164/100 (TB 206 S./DM 7,80)

Zürich 1975/100

Aus dem Englischen von Hans Flesch und Ann Mottier

Genre: Historischer Roman

Biagio Buonaccorsi hatte einen arbeitsreichen Tag gehabt. Er war müde, aber als ein Mann von festen Gewohnheiten schrieb er vor dem Schlafengehen noch in sein Tagebuch. Seine Notiz war kurz. „Die Stadt hat einen Mann nach Imola gesandt, zum Herzog.“ Vielleicht weil er es nicht für wichtig hielt, erwähnte er den Namen des Mannes nicht: es war Macchiavelli. Der Herzog war Cesare Borgia. (S. 7)

Biagio Buonaccorsi had had a busy day. He was tired, but being a man of me-

thodical habit before going to bed made a note in his diary. It was brief: 'The City sent a man to Imola to the Duke.' Perhaps because he thought it of no importance he did not mention the man's name: it was Machiavelli. The Duke was Caesar Borgia.

Florenz im Jahr 1502. Biagio Buonaccorsi (1472–1526), der im Dienst der Stadtregierung steht, vermerkt in seinem Tagebuch, dass die Signoria einen Gesandten nach Imola gesandt hat, und zwar seinen Freund und Vorgesetzten Niccolò di Bernardo dei Machiavelli (1469–1527). Dort soll Macchiavelli mit Cesare Borgia (1475–1507), dem Herzog von Valentinois, verhandeln, ohne jedoch Befugnisse für das Abschließen von Verträgen zu haben: Der redegewandte Macchiavelli soll Il Valentino einfach nur hinhalten. Florenz ist nämlich einerseits nicht gewillt, Il Valentino weiterhin als Söldnerführer zu bezahlen, befürchtet aber andererseits dessen Rache, wenn die üppi-gen Gelder ausbleiben. Zwar hat Florenz ein Abkommen mit Frankreich, das ihm im Kriegsfall beistehen soll, aber auf Ludwig

XII. (1462–1515) ist bekanntermaßen keinerlei Verlass. Begleitet wird Macchiavelli von zwei Knechten sowie von Piero Giacomini, dem jungen Neffen Buonaccorsis; seine untröstliche, schwangere Frau Maritta muss er zurücklassen.

Die Lage Italiens war verzweifelt. Ludwig XII., König von Frankreich, war der Oberherr des Landes. Er beherrschte einen großen Teil des Königreichs Neapel, allerdings nur unsicher, da ihm die Spanier in Sizilien und Kalabrien dauernd zusetzten; Mailand und seine Gebiete waren jedoch fest in seiner Hand; er hatte gute Beziehungen zu Venedig und hatte gegen Entgelt die Stadtstaaten Florenz, Siena und Bologna unter seinen Schutz genommen. Er hatte ein Bündnis mit dem Papst, der ihm im Dispenswege gestattet hatte, sich seiner unfruchtbaren und ängstlichen Gemahlin zu entledigen, um Anna von Bretagne zu heiraten, die Witwe Karls VIII.; als Gegenleistung hatte der König den Sohn des Papstes, Cesare Borgia, zum Herzog de Valentinois gemacht, hatte ihm Charlot-

te d'Albret, die Schwester des Königs von Navarra, zur, Frau gegeben und ihm zugesagt, Streitkräfte zu entsenden, die ihm die Wiedereroberung der Ländereien, Herrschaften und Domänen der Kirche ermöglichen würden, deren Besitz sie eingebüßt hatte. (S. 12f)

The state of Italy was desperate. Louis XII, King of France, was the paramount power. He held a large part of the kingdom of Naples, though insecurely, since the Spaniards who held Sicily and Calabria continually harassed him, but he was in firm possession of Milan and its territories; he was on good terms with Venice and for a consideration had taken the city states of Florence, Siena and Bologna under his protection. He had an alliance with the Pope, who had granted him a dispensation to put away his barren and scrupulous wife so that he might marry Anne of Brittany, the widow of Charles VIII, and in return the King had created the Pope's son, Caesar Borgia, Duke of Valentinois, given him Charlotte d'Albret, sister to the King of

Navarre, in marriage, and promised to supply troops to enable him to recover the lands, lordships and dominions of the Church, possession of which she had lost.

Der Herzog zeigt sich amüsiert von Macchiavellis unterhaltsamer Redekunst, pflichtet ihm aber in Staatsangelegenheiten keineswegs bei. Vielmehr erteilt er dem Gesandten eine Reihe von Lektionen in Führungskunst.

„Gegen Verräter muß man mit Verrat vorgehen. Ein Staat wird nicht durch Übung christlicher Tugenden geleitet, er wird geleitet durch Klugheit, Kühnheit, Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit.“ (S. 24)

‘Traitors must be dealt with treacherously. A state is not governed by the exercise of Christian virtues, it is governed by prudence, boldness, determination and ruthlessness.’

Vorläufig scheint Florenz allerdings noch sicher zu sein, denn der Herzog hat mit dem Aufstand seiner vier Unterführer zu kämpfen.

Macchiavelli wendet sich bei der Suche nach Quartier in dem völlig überfüllten Imola an den jüngst zum Grafen erhobenen Bartolomeo Martelli, der zwar ein geschickter Kaufmann ist, aber ansonsten nach Macciavellis Ansicht von eher schlichtem Gemüt ist. Der sich im mittleren Alter befindliche Martelli ist verheiratet mit der jungen, überaus schönen Aurelia, deren Mutter Catarina Capello ebenfalls bei ihm lebt. Martelli gelingt es, die äußerst zurückgezogen lebende Witwe Serafina, deren Haus an das seine angrenzt, zu überreden, Macchiavelli und Piero bei sich aufzunehmen.

Martelli könnte vollkommen zufrieden sein, hätte er nur einen Sohn. Doch weder seine zwei früheren, verstorbenen Ehefrauen noch seine jetzige sind schwanger geworden. Jedem ist klar, dass Martelli unfruchtbar ist – nur ihm selbst nicht, denn er schiebt die Schuld auf seine Frauen. Und so schmiedet Macchiavelli, der die schöne Au-

relia wie wahnsinnig begehrt, einen raffinierten Plan: Er will Martelli zum Grab eines wundertätigen Heiligen fortlocken, während er selbst die Schöne befruchtet. Diese zu überreden, sollen ihm der Beichtvater der Martellis, Fra Timoteo, und die Mutter Catarina helfen: Denn wenn Aurelia keinen Sohn hervorbringt, dann holt Martelli seine beiden Neffen sowie deren herrschsüchtige Mutter und einen anderen Beichtvater ins Haus, was für alle Drei verhängnisvoll wäre.

In der Zwischenzeit bahnt sich eine Versöhnung zwischen dem Herzog und den Aufständischen an, was für Florenz insofern verheerend wäre, als sich die neuerlich Verbündeten ein Opfer für ihre rastlosen Truppen suchen müssten.

Doch was Macchiavelli auch immer so überaus klug, vorausschauend und umsichtig plant – Cesare Borgia ist ihm weit über.

Damals und heute ist ein wundervoller historischer Roman: Er ist unterhaltsam, spannend, intelligent und literarisch ansprechend in einem. W. Somerset Maugham gelingt es, nicht nur mit dem Herzog und Macchiavelli, sondern auch mit den zahlrei-

chen Nebenfiguren ausgesprochen interessante und tiefgründige Charaktere zu schaffen, die den Leser bis zum Ende zu faszinieren verstehen.

Nebenher belehrt uns der Autor auf dem Umweg über den Herzog und Macchiavelli auch über die Mechanismen der damaligen und der heutigen Politik, was auch den Titel des Romans erklärt. Hier folgen drei von zahlreichen zitierenswerten Beispielen. Im ersten belehrt der Herzog den Gesandten über die Nachteile der Demokratie, die stets die Mittelmäßigen an die Hebel der Macht bringe.

„[...] Wißt Ihr, welches Geschwür am Mark einer Demokratie nagt?“

Er sah Macchiavelli an, als warte er auf eine Antwort, doch der sagte nichts.

„Neid und Angst. Die untergeordneten Beamten sind ihren Amtsbrüdern neidig, und ehe sie es zulassen, daß einer von ihnen sich einen Ruf mache, werden sie ihn daran hindern, die Maßnahme zu treffen, von der vielleicht Sicherheit und Wohlstand des Staates abhängen. Sie haben Angst, weil sie nur

zu gut wissen, daß sie überall von Männern umgeben sind, die weder vor Verleumdung noch vor Betrügereien zurückschrecken, um sie aus ihrer Stelle zu verdrängen. Und was ist die Folge? Sie fürchten sich mehr davor, einen Fehler zu begehen, als daß sie danach streben, etwas Rechtes zu tun. Man sagt, eine Krähe hacke der andern kein Auge aus. Wer dieses Sprichwort erfand, hat niemals unter einer demokratischen Regierung gelebt.“

Macchiavelli verharrte in Schweigen. Er wußte nur zu gut, wieviel Wahrheit in den Worten des Herzogs lag. Er dachte daran, wie heiß umstritten die Wahl zu seinem eigenen untergeordneten Posten und wie verbittert seine geschlagenen Rivalen gewesen waren. Er wußte sich von Kollegen umgeben, die jeden seiner Schritte belauerten und darauf brannten, sich auf den geringsten Fehler zu stürzen, den er etwa machte und der die Signoria vielleicht dazu bewegen könnte, ihn zu entlassen. Der Herzog fuhr fort:

„Ein Fürst wie ich kann sich die Leute, die ihm dienen sollen, nach ihrer Befähigung aussuchen. Er braucht ein Amt nicht einem Joanne zu geben, der dafür ungeeignet ist, nur weil er gute Beziehungen hat oder weil hinter ihm eine Partei steht, deren Verdienste anerkannt werden müssen. Er fürchtet keinen Rivalen; denn er steht über aller Rivalität, und statt die Mittelmäßigkeit zu fördern, die Fluch und Verderben der Demokratie ist, wählt er nach Begabung, Tatkraft, Entschlossenheit und Verstand. Kein Wunder, daß es mit Eurer Republik immer weiter bergab geht; der allerletzte Grund, weshalb dort jemand zu einem Amt kommt, ist seine Eignung dafür.“ (S. 154f)

‘[...] Do you know what are the cankers that eat the heart of a democracy?’

He looked at Machiavelli as though waiting for an answer, but Machiavelli said nothing.

‘Envy and fear. The petty men in office are envious of their colleagues, and rather than that one of them should gain

reputation will prevent him from taking a measure on which may depend the safety and prosperity of the state; and they are fearful because they know that all about them are others who will stop at neither lies nor trickery to step into their shoes. And what is the result? The result is that they are more afraid of doing wrong than zealous to do right. They say that dog doesn't bite dog: whoever invented that proverb never lived under a democratic government.'

Machiavelli remained silent. He knew only too well how much truth there was in what the Duke said. He remembered how hotly the election to his own subordinate post had been contested and with what bitterness his defeated rivals had taken it. He knew that he had colleagues who were watching his every step ready to pounce upon any slip he made that might induce the Signory to dismiss him. The Duke continued.

'A prince in my position is free to choose men to serve him for their ability. He need not give a post to a man who is incapable of filling it because he

needs his influence or because he has a party behind him whose services must be recognized. He fears no rival because he is above rivalry, and so instead of favouring mediocrity, which is the curse and bane of democracy, seeks out talent, energy, initiative and intelligence. No wonder things go from bad to worse in your republic; the last reason for which anyone gets office is his fitness for it.'

Hier sinniert Macchiavelli über die Nachteile des Christentums, das Unterwürfigkeit fördere.

Er hätte sich selbst niemals als einen guten Katholiken bezeichnet. Er hatte sich sogar oft den Wunsch erlaubt, daß die Götter des Olymp noch an ihrer alten Stätte weilten. Das Christentum hatte den Menschen die Wahrheit und den Weg der Erlösung gewiesen, doch es forderte von ihnen, daß sie eher litten denn handelten. Es hatte die Welt schwach und zur hilflosen Beute des Bösen gemacht, da die Mehrzahl der

Menschen, um in den Himmel zu kommen, mehr darauf bedacht waren, Unrecht zu erdulden, als sich dagegen zu wehren. Es hatte sie gelehrt, das höchste Gut liege in Demut, Selbsterniedrigung und Verachtung für die Dinge dieser Welt; die Religion der Antike aber hatte gelehrt, es liege in Geistesgröße, Mut und Stärke.

He would never have described himself as a good Catholic. He had indeed often permitted himself to wish that the gods of Olympus still dwelt in their old abode. Christianity had shown men the truth and the way of salvation, but it asked men to suffer rather than to do. It had made the world feeble and given it over a helpless prey to the wicked, since the generality, in order to go to Heaven, thought more of enduring injuries than of defending themselves against them. It had taught that the highest good consisted in humility, lowliness, and contempt for the things of this world; the religion of the ancients taught that

it consisted in greatness of spirit, courage, and strength.

Mit Cesare Borgia nimmt es kein gutes Ende. Nach dem Tod seines Vaters, des Papstes Alexander VI. (1431–1503), gelingt es ihm zwar noch, einen Verbündeten auf den Stuhl Petri zu setzen, doch als dieser bald darauf stirbt, wendet sich das Blatt. Trotzdem wäre es diesem tatkräftigen Mann gelungen, sich zu behaupten, hätte ihn nicht ausgerechnet zu diesem entscheidenden Zeitpunkt eine schwere Krankheit niedergeworfen.

Macchiavelli hat dazu gegenüber seinem Freund Buonaccorsi Folgendes zu sagen.

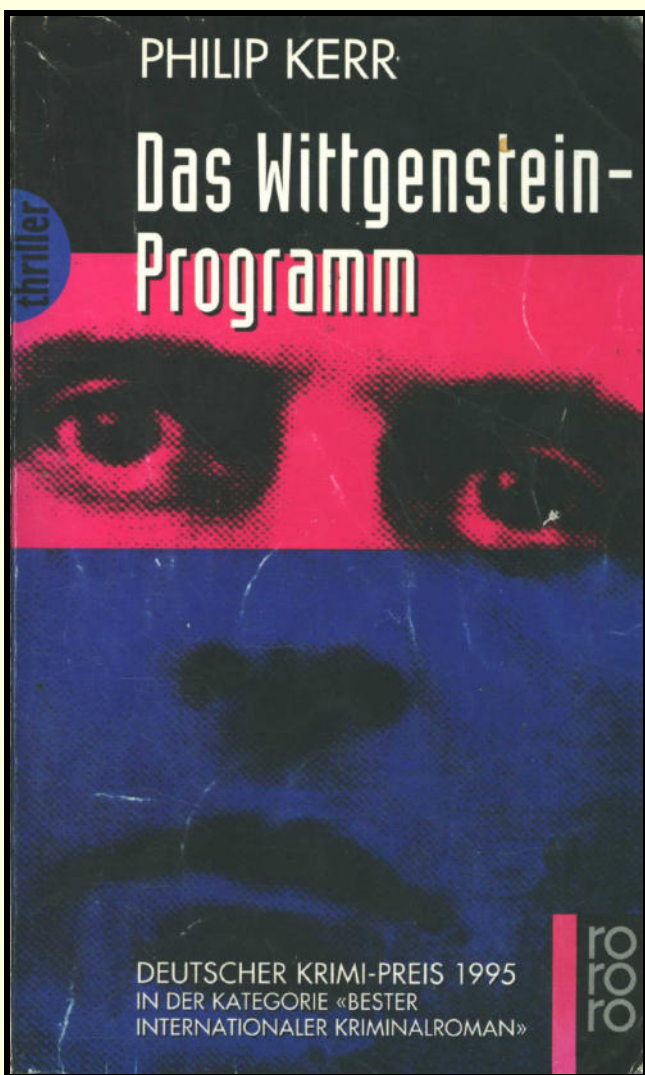
„Du sagst, Cesare Borgia erlitt die gerechte Strafe für seine Verbrechen. Er wurde vernichtet, aber nicht durch seine Untaten, sondern durch Umstände, über die er keine Macht hatte. Seine Schlechtigkeit war ein unwesentlicher Zufall. Wenn in dieser Welt der Sünden und Sorgen die Tugend zuweilen über das Laster triumphiert, dann nicht, weil sie tugendhaft ist, sondern weil sie die

besseren und größeren Kanonen hat; wenn Ehrlichkeit über Betrug siegt, dann nicht, weil sie ehrlich ist, sondern weil sie über ein stärkeres, besser geführtes Heer verfügt; und wenn das Gute das Böse überwindet, dann nicht, weil es gut ist, sondern weil es einen gutgespickten Säckel besitzt. Es ist von Vorteil, das Recht auf unserer Seite zu wissen, doch es ist Wahnsinn, zu vergessen, daß uns Recht nicht hilft, wenn wir nicht auch Macht besitzen. Wir müssen glauben, daß Gott großmütige Menschen liebt; aber wir haben keinen Beweis dafür, daß Er Toren vor den Folgen ihrer Torheit bewahrt.“ (S. 204f)

‘You say that Caesar Borgia suffered the just punishment of his crimes. He was destroyed, not by his misdeeds, but by circumstances over which he had no control. His wickedness was an irrelevant accident. In this world of sin and sorrow if virtue triumphs over vice it is not because it is virtuous, but because it has better and bigger guns; if honesty prevails over double-dealing, it is not

because it is honest, but because it has a stronger army more ably led; and if good overcomes evil it is not because it is good, but because it has a well-lined purse. It is well to have right on our side, but it is madness to forget that unless we have might as well it will avail us nothing. We must believe that God loves men of good will, but there is no evidence to show that He will save fools from the result of their folly.'

Am Ende des Romans liest Macchiavelli seine Komödie „Eine Straße in Florenz“ vor, zu der ihm seine Liebensabenteuer in Imola als Vorbild dienten. Maugham bezieht sich damit wahrscheinlich auf die Komödie *Mandragola*, die Macchiavelli im Jahr 1518 verfasste und die als eine der bedeutendsten Komödien der Renaissance gilt.



**Philip Kerr [Philip Ballantyne Kerr,
1956–2018]**

Das Wittgenstein-Programm

(A Philosophical Investigation, 1992)

rororo 43 229 (TB 412 S./DM 14,90)

Reinbek bei Hamburg 1998, 76.–90.

Tausend

**Aus dem Englischen von Peter Weber-
Schäfer**

Genre: Science-Fiction-Krimi

Das bedauernswerte Opfer, die fünf- undzwanzigjährige Mary Woolnoth, wurde nackt im Keller des Bürogebäudes der Firma Mylae Shipping Co. in der Jermyn Street aufgefunden, wo sie seit drei Jahren als Empfangsdame gearbeitet hatte. Der Täter hatte ihr das Gesicht mit einem Splitthammer eingeschlagen.

Die Schläge waren so heftig, daß der Unterkiefer an sechs Stellen gebrochen und fast alle mit Porzellankappen versehenen Zähne ausgeschlagen waren. Losgelöste Fragmente des Schädelknochens und Hirngewebe des Opfers waren um die Leiche über eine Entfernung

verteilt, die dem erworbenen kinetischen Impuls entspricht. Nach Sicherstellung der Tatwaffe kann eine Gleichung aufgestellt werden, aus der sich die Bewegungsenergie des Schlags ergibt. Diese wird berechnet, indem man die Masse der Waffe mit dem Quadrat der Geschwindigkeit multipliziert und das Ergebnis durch zwei dividiert. Ausgehend von der Bewegungsenergie der einzelnen Hammerschläge, der Tiefe der einzelnen Bruchstellen im Schädel und dem jeweiligen Einfallwinkel, hat der Computer berechnet, daß der Mörder 1,82 Meter groß ist und ungefähr 85 Kilogramm wiegt.

Der bedauernswerten Frau war der rotseidene Strumpfhalter um den Hals geschnürt worden, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt bereits tot war. Eine Tragetasche der Supermarktkette Simpson wurde dem Opfer später so über den Kopf gezogen, daß sein zerstörtes Gesicht verhüllt war. Dies fand möglicherweise vor Ausübung des Geschlechtsverkehrs statt. Mit einem Lippenstift der Farbe Crimson Lake von

Christian Dior, der aus der Handtasche des Opfers stammt, schrieb der Mörder obszöne Ausdrücke auf ihre nackten Oberschenkel und den Bauch. Unmittelbar über der Schamlinie stand das Wort FIK-KEN, auf der Rückseite der Oberschenkel und Gesäßbacken stand das Wort SCHEISSE. Quer über beiden Brüsten stand TITTEN. Zuletzt malte der Mörder ein glücklich lächelndes Gesicht auf die weiße Plastiktragetasche. Ich benutze bewußt den Ausdruck ‚zuletzt‘, weil das Beweismaterial darauf hindeutet, daß der Lippenstift bei Anfertigung dieser Zeichnung stärker zerbröckelt war.

Die Vagina des bedauernswerten Opfers enthielt Spuren eines Spermizids auf Latexbasis, was der Annahme entspricht, der Mörder habe beim Geschlechtsverkehr ein Kondom benutzt. Zweifellos war er sich der Notwendigkeit bewußt, eine DNS-Identifizierung zu verhindern. Das erwähnte Spermizid gehört einem Typ an, der hauptsächlich von den Herstellern der Präservativmarke RIMFLY verwendet wird, einer

Marke, die wegen ihrer größeren Stärke üblicherweise von Homosexuellen verwendet wird. In den letzten Jahren haben wir festgestellt, daß es sich aus den gleichen Gründen auch um die bevorzugte Marke bei Vergewaltigungen handelt.“ (S. 7f)

Im Jahr 2013, also zwanzig Jahre in der Zukunft, hat England mit einer Epidemie von Serienmorden zu kämpfen. Der hier vorgelegte Fall ist ein typisches Beispiel für einen bizarren Mord, begangen an der fünf- undzwanzigjährigen Empfangsdame Mary Woolnoth. Mit der Aufklärung wird die Chefinspektorin Isadora „Jake“ Jakowicz, die Leiterin des Dezernats für Frauenmorde, beauftragt. Sie ordnet den Mord dem „Lippenstiftmann“ zu, der hier sein sechstes Opfer gefunden haben soll.

Doch kurz darauf bekommt Jakowicz einen anderen Fall zugeteilt, der in engem Zusammenhang mit dem Projekt Lombroso der Polizei zusammenzuhängen scheint. Professor Gleitmann ist es gelungen, einen Zusammenhang zwischen der Ausbildung des Gehirn von Männern und ihrer Neigung

zu pathologischem Verhalten herzustellen. Und nicht nur das, Gleitmann hat mit Hilfe von Massenuntersuchungen eine Computerdatenbank potentieller Serienmörder erstellen lassen.

L. O. M. B. R. O. S. O. ist die Abkürzung für Lokalisierung Organischer Medullärzerebral Bestimmter Resonanzen und Obligater Sozialer Orthopraxie. Ein auf der Grundlage des klassischen Protonemissions-Tomographen von Professor Burgess vom Nuffield Institut für Naturwissenschaft der Universität Cambridge entwickelter Apparat kann diejenigen männlichen Versuchspersonen erkennen, deren Gehirn ein ventromedialer Kern (VMK) fehlt, der als dämpfendes Regulativ für den sexuell dimorphen Kern (SDK) wirkt. Hierbei handelt es sich um einen vor dem optischen Nerv gelegenen Bereich des männlichen menschlichen Gehirns, von dem aggressive Reaktionen gesteuert werden. Im Jahre 2010 wurde die computergestützte Registrierung männlicher britischer Staatsbürger mit dem Ziel eingeleitet,

den VMK-negativen Versuchspersonen Behandlung und/oder Beratung anbieten zu können. Das Programm des Lombroso-Computers unterliegt strengen Datenschutzbestimmungen, denen zufolge die Identität VMK-negativer Testpersonen durch Zuteilung eines Decknamens geschützt werden muß. Der Computer ist jedoch durch eine Datenleitung mit dem Zentralen Polizeicomputer (ZPC) in Kidlington verbunden. Sollte der Name eines Verdächtigen, der im Verlauf der Untersuchung eines Gewaltverbrechens in den Polizeicomputer eingegeben wird, derjenige einer männlichen Person sein, die sich als VMK-negativ erwiesen hat, informiert der Lombroso-Computer den ZPC über diese Tatsache. Das Vorliegen eines negativen VMK-Testergebnisses als solches ist jedoch nach der Strafprozeßordnung nicht als Beweismaterial verwertbar. In der bisher zweijährigen Laufzeit des Lombrosoprogramms sind mehr als 4 Millionen Männer überprüft worden, und davon haben sich 0,003 % als VMK-negativ erwiesen. Nur 30 % aus

dieser Gruppe wiederum waren zu einer Gefängnisstrafe verurteilt oder sonst strafrechtlich auffällig geworden. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt hat das Lombrosoprogramm eine Rolle bei der Aufklärung von insgesamt 10 Mordfällen gespielt. (S. 56f)

Doch nun scheint es, als sei es einem Individuum gelungen, in die Datenbank einzudringen, mit dem Zweck, alle Verdächtigen zu identifizieren und sie mit einer starken Luftdruckpistole zu eliminieren, bevor sie einen Mord begehen können.

Das Wittgenstein-Programm beschreibt, wie man aus den obigen Zitaten sehr schön sehen kann, geradezu akribisch die Arbeit der Polizei sowohl bei der Aufklärung von Verbrechen als auch bei der Vorsorge. So bewundernswert diese Leistung Philip Kerrs auch ist, so wirkt seine extreme Detailversessenheit auf Dauer doch etwas ermüdend auf den Leser.

**Sheridan Le Fanu:
Onkel Silas oder
Das verhängnisvolle
Erbe
Ein Criminal-Roman**



***Le Fanu, Sheridan: Onkel Silas**

**Sheridan Le Fanu [Joseph Thomas
Sheridan Le Fanu, 1814–1873]**

Onkel Silas oder Das verhängnisvolle Erbe.

Ein Criminal-Roman

*(Uncle Silas, A Tale of Bartram Haugh,
1864)*

dtv 01 116 (TB 418 S./DM 11,80)

München 1975

Aus dem Englischen von Michael
Krüger, unter Benutzung älterer
Übertragungen

Genre: Kriminal- und Schauerroman

Es war Winter, etwa die zweite Woche im November, und starke Windstöße rasselten an den Fenstern und wehklagten und wetterten in unseren hohen Bäumen und den efeubedeckten Schornsteinen. Die Nacht war sehr dunkel [...].
(S. 7)

It was winter—that is, about the second week in November—and great gusts were rattling at the windows, and wailing and thundering among our tall

trees and ivied chimneys—a very dark night [...]

Im Herrenhaus von Knowl lebt zurückgezogen der mürrische, strenge und alterskranke Austin Ruthys mit seiner siebzehnjährigen Tochter Maud, der Icherzählerin der Geschichte.

Austin bekommt Besuch von einem Herrn Bryerly, ebenfalls ein Anhänger der Swedenborg'schen christlichen Mystik. Während Maud das Verhalten des Besuchers befremdlich findet, ist dem Leser klar, dass es sich um einen Arzt handelt, der sich Sorgen um die Gesundheit von Austin macht.

Dann blickte er fest auf den Schlüssel, und von ihm zu mir, plötzlich hob er ihn empor und sagte abgebrochen: „Sieh', Kind“, und nach einer oder zwei Sekunden: „Merke Dir diesen Schlüssel.“

Er war sonderbar geformt und den andern nicht ähnlich.

„Ja, Herr.“ Ich nannte ihn immer Herr.

„Er öffnet dies“ – und er tappte scharf auf die Tür des altmodischen Schrankes.

„Bei Tage ist er immer hier“ – dabei ließ er ihn wieder in die Tasche gleiten. – „Siehst Du? Und des Nachts unter meinem Kopfkissen – hörst Du auf mich?“

„Ja, Herr.“

„Du wirst den Sekretär nicht vergessen – den eichenen – bei der Tür – zu Deiner Linken – Du wirst es nicht vergessen?“

„Nein, Herr.“

„Schade, daß sie ein Mädchen ist, und so jung – ach – ein Mädchen und so jung – keine Vernunft – flüchtig. Sag', wirst Du Dich erinnern?“

„Ja, Herr.“

„Das geziemt Dir.“ (S. 12)

Then he looked steadfastly upon the key, and from it to me, suddenly lifting it up, and said abruptly, 'See, child,' and, after a second or two, '*Remember this key.*'

It was oddly shaped, and unlike others.

'Yes, sir.' I always called him 'sir.'

'It opens that,' and he tapped it sharply on the door of the cabinet. 'In

the daytime it is always here,' at which word he dropped it into his pocket again. 'You see?—and at night under my pillow—you hear me?'

'Yes, sir.'

'You won't forget this cabinet—oak—next the door—on your left—you won't forget?'

'No, sir.'

'Pity she's a girl, and so young—ay, a girl, and so young—no sense—giddy. You say, you'll *remember*?'

'Yes, sir.'

'It behoves you.'

Offenbar rechnet Austin mit seinem baldigen Ableben, was Maud jedoch nicht begreift.

„[...] Ich habe einen treuen Freund – einen – den Freund, den ich einst mißverstand, aber nun würdige.“

Ich wunderte mich im Stillen, ob es Onkel Silas sein könnte.

„Er wird mich bald eines Tages besuchen. Ich weiß nicht gewiß, wann. Ich möchte Dir auch seinen Namen nicht

nennen – Du wirst ihn früh genug erfahren und ich will ihn nicht beredet haben; ich muß dann eine kleine Reise mit ihm machen. Du wirst Dich doch nicht fürchten, eine Zeitlang allein zu bleiben?“

„Haben Sie es denn versprochen, Herr?“ antwortete ich durch eine andre Frage, da meine Neugier und Besorgnis die Scheu überwand. Er nahm meine Frage sehr gut gelaunt auf.

„Nun – versprochen? – nein, mein Kind; aber ich bin gebunden; kann's ihm nicht verweigern. Ich muß die Reise mit ihm antreten, sowie er eintrifft. Ich habe keine Wahl; aber im ganzen ist es mir lieb – denke daran, ich sage, es ist mir lieb.“ (S. 14)

I have a very sure friend—*one*—a friend whom I once misunderstood, but now appreciate.'

I wondered silently whether it could be Uncle Silas.

'He'll make me a call, some day soon; I'm not quite sure when. I won't tell you his name—you'll hear that soon

enough, and I don't want it talked of; and I must make a little journey with him. You'll not be afraid of being left alone for a time?'

'And have you promised, sir?' I answered, with another question, my curiosity and anxiety overcoming my awe. He took my questioning very good-humouredly.

'Well—*promise?*—no, child; but I'm under condition; he's not to be denied. I must make the excursion with him the moment he calls. I have no choice; but, on the whole, I rather like it—remember, I say, I rather *like* it.'

Jener treue Freund, dem Austin einst mißtraute und den er jetzt willkommen heißt, das ist offensichtlich der Tod.

Maud erinnert sich, wie sie eines Tages ein Portrait ihres Onkels Silas entdeckte. Ihr Vater hatte dazu Folgendes zu sagen.

„[...] Dein Onkel ist ein Mann von großen Talenten, großen Fehlern und von großem Unrecht. Seine Talente haben ihm nichts genützt; seine Fehler bereut

er längst, und seine unrechten Taten, glaube ich, fühlt er weniger als ich, aber sie sind arg. [...]“ (S. 16)

‘[...] Your uncle is a man of great talents, great faults, and great wrongs. His talents have not availed him; his faults are long ago repented of; and his wrongs I believe he feels less than I do, but they are deep. [...]’

Die ohnehin düstere Atmosphäre auf Knowl – es sollen hier mehrere Geister spuken – verdüstert sich weiter, als Austin für Maud eine Gouvernante namens Madame de la Rougierre engagiert, die sich als überaus heimtückisch erweist. Glücklicherweise wird sie dabei entdeckt, wie sie die Unterlagen von Austin durchstöbert, und daraufhin sofort entlassen.

Doch bald darauf stirbt der Vater, und sein Testament besagt, dass Onkel Silas die Vormundschaft für Maud übernehmen und wiederum ihr Erbe werden soll, falls sie vor Erreichung ihrer Volljährigkeit stirbt. Dr. Bryerly und Lady Monica Knolls, eine Kusine von Maud, erkennen die Gefahren, die in

diesem Testament lauern, können es aber nicht entkräften.

Der Laudanum-süchtige, Swedenborggläubige und überaus heimtückische Onkel Silas lebt auf Bartram-Haugh zusammen mit seinem unverschämten Sohn Dudley, seiner ungezogenen Tochter Millicent und seinem böartigen, einbeinigen Diener Dickon Hawkes. Maud freundet sich wider Erwarten mit Milly an, weist aber die Annäherungsversuche von Dudley strikt zurück.

Daraufhin soll Maud nach dem Willen ihres Vormunds nach Frankreich reisen, schläft auf der Reise ein und findet sich auf Bartram-Haugh wieder – und zwar ausgerechnet in dem Zimmer, in dem ein Gläubiger ihres Onkels namens Charke bei verschlossener Tür Selbstmord begangen haben soll. Vorsichtig geworden, verschmäht Maud den mit Laudanum versetzten Wein, während ihn die ahnungslose Madame de la Rougierre, die ihr Onkel wieder als Gouvernante eingestellt hat, trinkt und auf Mauds Bett einschläft. Das Mädchen kann daher beobachten, wie Dudley die Mauern erklimmt, das nur von außen zu öffnende

Fenster durchschreitet und die Gouvernante, die er für Maude hält, mit einem Spitzhammer erschlägt, womit auch das Rätsel des angeblichen Selbstmordes von Herrn Charke gelöst ist.

Maude flieht mit Hilfe von Dickons Tochter zu Lady Knollys Sitz, wo sie erfährt, dass Silas am nächsten Tag tot aufgefunden wurde, offenbar infolge einer Überdosis Laudanum, und dass Dudley nach Australien geflohen sei; Dickon Hawkes schließlich wird wegen eines weiteren Verbrechens eingekerkert. Maude heiratet den netten Lord Ilbury und führt ein glückliches Leben.

Onkel Silas gilt als ein herausragendes Beispiel des frühen Kriminalromans, der noch alle Attribute des Schauerromans aufweist, jedoch allein mit rationalen Erklärungen aller Phänomene auskommt. Auf der einen Seite weist der Roman eine raffinierte Handlung und eine beeindruckende Atmosphäre auf. Auf der anderen Seite sind die Figuren sehr schablonenhaft gezeichnet, und Le Fanus Stil ist selbst für seine Zeit umständlich zu nennen. Hinzu kommt, dass Maud für ihre siebzehn Jahre unge-

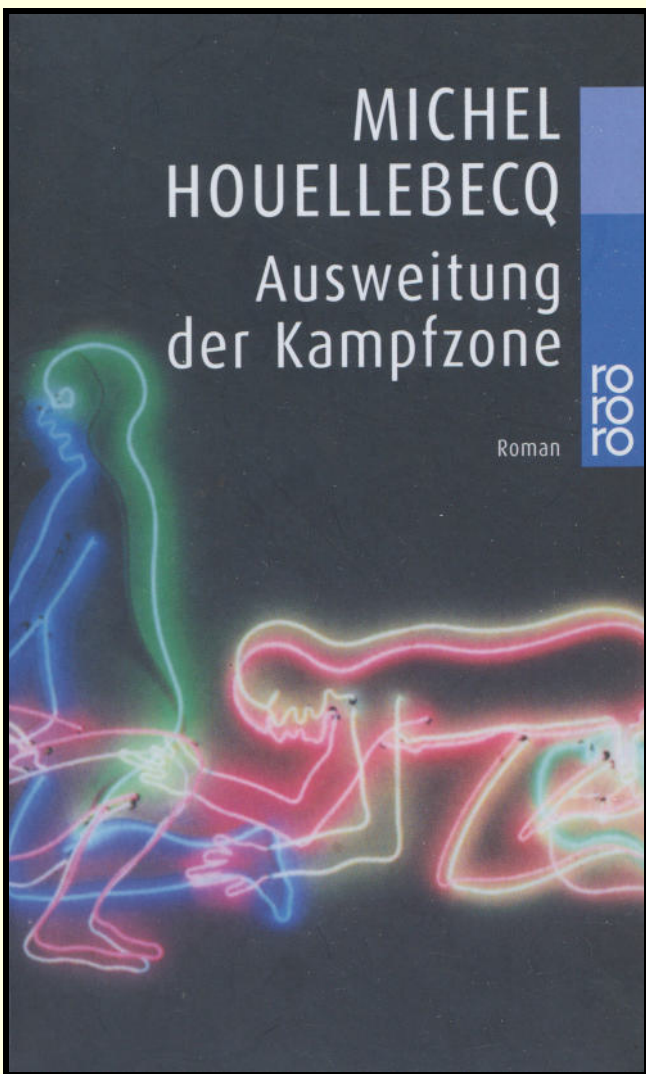
wöhnlich naiv ist; wüsste man ihr Alter nicht, würde man sie für höchstens zehn oder zwölf halten. Le Fanu hatte offenbar nicht viel Zutrauen in die Intelligenz von jungen Frauen.

MICHEL
HOUELLEBECQ

Ausweitung
der Kampfzone

Roman

ro
ro
ro



***Houellebecq, Michel: Ausweitung der Kampfzone**

Michel Houellebecq [Michel Thomas, 1958–]

Ausweitung der Kampfzone

(Extensio du domaine de la lutte, 1994)

rororo 22 730 (TB 170 S./DM 14,90)

Reinbek bei Hamburg 2001, 5. Auflage

Aus dem Französischen von Leopold Federmair

Genre: Drama

Am Freitagabend war ich bei einem Arbeitskollegen eingeladen. Ungefähr dreißig Leute, alles mittlere Führungskräfte, fünfundzwanzig bis vierzig Jahre alt. Irgendwann begann plötzlich so eine kleine Verrückte sich auszuziehen. Erst hat sie ihr T-Shirt ausgezogen, dann den BH, dann ihren Rock, wobei sie unglaubliche Grimassen schnitt. Ein paar Sekunden lang drehte sie sich, nur mit dem Höschen bekleidet, im Kreis, und als ihr nichts mehr einfiel, begann sie sich wieder anzuziehen. Sie ist sonst ein Mädchen, das mit keinem ins Bett

geht. Was das Absurde ihres Auftritts unterstreicht. (S. 7)

Der namenlose Icherzähler ist dreißig Jahre alt und arbeitet als Programmierer bei einer Software-Firma, die gerade ein großes Projekt für das Landwirtschaftsministerium fertiggestellt hat.

Später am Abend wurde meine Einsamkeit schmerzlich spürbar. Beschriebene Blätter, leicht befleckt von einem Rest Saupiquet-Thunfisch auf katalanische Art, übersäten den Küchentisch. Es handelte sich um Notizen zu einer Tiererzählung. Die Tiererzählung ist ein literarisches Genre wie andere auch, vielleicht sogar höher zu bewerten; wie dem auch sei, ich schreibe Tiererzählungen. Diese hier trug den Titel „Gespräche zwischen einer Kuh und einem Fohlen“; man könnte sie als ethische Betrachtung bezeichnen; angeregt wurde sie durch einen kurzen, berufsbedingten Aufenthalt im Pays de Leon. (S. 11)

Der Erzähler ist Single und hat einige Beziehungen zu Frauen hinter sich, die alle nach relativ kurzer Zeit gescheitert sind. In seiner freien Zeit denkt er sich Fabeln aus, die politisch-moralische Inhalte transportieren.

Die folgenden Seiten bilden einen Roman. Ich verstehe darunter eine Abfolge von kleinen Geschichten, deren Held ich bin. Es ist wirklich nicht eine Entscheidung für einen autobiographischen Stil; so oder so bleibt mir keine andere Wahl. Wenn ich nicht aufschreibe, was ich gesehen habe, werde ich ebenso leiden – vielleicht sogar ein wenig mehr. Nur ein wenig, das will ich betonen. Das Schreiben bringt kaum Erleichterung. Es zieht Linien nach und grenzt ab. Es führt die Spur eines Zusammenhangs ein, eine Ahnung von Realismus. Man wadet zwar immer noch in einem blutigen Nebel, doch gibt es wenigstens ein paar Anhaltspunkte. Das Chaos ist nur noch ein paar Meter entfernt. Ein schwaches Ergebnis, schon wahr.

Welch ein Kontrast zur absoluten, wunderbaren Macht des Lesens! Ein Leben lang nichts als lesen, das hätte meine Wünsche erfüllt; ich wusste es schon mit sieben Jahren. Die Beschaffenheit der Welt ist schmerzhaft und ungeeignet; ich glaube nicht, dass sich daran etwas ändern lässt. Wirklich, ein mit Lesen ausgefülltes Leben hätte mir besser gepasst.

Ein solches Leben war mir nicht vergönnt. (S. 16f)

Der Erzähler gibt vor, dass die weitere Handlung nicht seinem wirklichen Leben entspricht, sondern einen von ihm erdachten Roman darstellt.

Er verdient gut, und seine Vorgesetzten sind mit ihm zufrieden, aber er ist von einem Gefühl der Sinnlosigkeit des Lebens erfüllt. Er hält sich für wenig attraktiv, sucht keine neue Liebesbeziehung mehr, beschränkt den Kontakt zu seinen Kollegen auf das Notwendigste, übt seinen Beruf nur noch rein mechanisch ist – kurz, er ist er depressiv.

Das fortschreitende Verlöschen menschlicher Beziehungen bringt für den Roman allerdings einige Schwierigkeiten mit sich. Wie soll man es anstellen, diese heftigen Leidenschaften zu erzählen, die sich über mehrere Jahre erstrecken und deren Wirkungen manchmal über Generationen hinweg spürbar sind“?- Von den Sturmhöhen haben wir uns weit entfernt, das ist das Mindeste, was man sagen kann. Die Romanform ist nicht geschaffen, um die Indifferenz oder das Nichts zu beschreiben; man müsste eine plattere Ausdrucksweise erfinden, eine knappere, ödere Form. (S. 46f)

Er gibt sich weltfremden Gedankenspielen und ausgefallenen Philosophien hin.

Hier grübelt er über politische Systeme nach.

In einem Wirtschaftssystem, in dem Entlassungen verboten sind, findet ein jeder recht oder schlecht seinen Platz. In einem sexuellen System, in dem Ehebruch verboten ist, findet jeder recht

oder schlecht seinen Bettgenossen. In einem völlig liberalen Wirtschaftssystem häufen einige wenige beträchtliche Reichtümer an; andere verkommen in der Arbeitslosigkeit und im Elend. In einem völlig liberalen Sexualsystem haben einige ein abwechslungsreiches und erregendes Sexualleben; andere sind auf Masturbation und Einsamkeit beschränkt. Der Wirtschaftsliberalismus ist die erweiterte Kampfzone, das heißt, er gilt für alle Altersstufen und Gesellschaftsklassen. Ebenso bedeutet der sexuelle Liberalismus die Ausweitung der Kampfzone, ihre Ausdehnung auf alle Altersstufen und Gesellschaftsklassen. (S. 108f)

Oben erzählt er, was er mit dem Titel seines Romans, „Ausweitung der Kampfzone“, meint, nämlich den in einem liberalen System ständigen Kampf um Lebensunterhalt und Liebe, während in einem regulierten System Jeder seinen Platz findet, auch der Benachteiligte.

Mittlerweile will das Landwirtschaftsministerium die neue Software überneh-

men. Der Erzähler und einer seiner Kollegen sollen durch Frankreich fahren und an verschiedenen Orten das Personal in die Bedienung des Verwaltungssystems einweisen. Der Erzähler, der jede Ortsveränderung verabscheut, weigert sich vergebens, während sein Kollege, der stets erfolglos Frauen anbaggert, geradezu begeistert ist von den Möglichkeiten, die sich hier für ihn auftun.

Immer wieder denkt der Erzähler an seine letzte große Liebe, an Veronique.

Veronique war „in Analyse“, wie man sagt; heute bedaure ich es, ihr begegnet zu sein. Allgemeiner gesprochen, man darf sich von Frauen, die in Analyse sind, nichts erwarten. Eine Frau, die den Psychoanalytikern in die Hände gefallen ist, wird für jede Verwendung unbrauchbar, das habe ich oft festgestellt. Dieses Phänomen sollte man nicht als Nebenwirkung der Psychoanalyse betrachten, sondern durchaus als ihr wesentliches Ziel. Unter dem Deckmantel der Ich-Stärkung betreiben die Analytiker in Wirklichkeit eine skandalöse Zer-

störung des menschlichen Wesens. Unschuld, Großzügigkeit, Reinheit ... das alles wird zwischen ihren groben Händen bald zerrieben. Die überbezahlten, eitlen und dummen Psychoanalytiker vernichten bei ihren so genannten Patienten ein für alle Mal jede geistige und körperliche Liebesfähigkeit; sie verhalten sich in der Tat wie die leibhaftigen Feinde der Menschheit. Diese gnadenlose Schule des Egoismus macht sich mit dem größten Zynismus an nette, ein wenig verwirrte Mädchen heran, um sie in niederträchtige Flittchen zu verwandeln, die nichts anderes mehr zu erregen vermögen als berechtigten Abscheu. Einer Frau, die einem Psychoanalytiker in die Hände geraten ist, sollte man nicht das geringste Vertrauen schenken. Engherzigkeit, Egoismus, arrogante Dummheit, keinerlei moralisches Empfinden, chronische Liebesunfähigkeit: So sieht es aus, das erschöpfende Porträt einer „analysierten“ Frau. (S. 111f)

Die Schuld dafür, dass die Beziehung zerbrochen ist, gibt er den Psychoanalytikern, die alle behandelten Frauen, darunter auch Veronique, in ausgemachte Egoisten verwandeln. Er glaubt offenbar, dass seine Depression vom Verlust Veroniques herrührt, aber allem Anschein nach war die Beziehung schon längere Zeit gestört, was für Beide sicherlich nicht zuträglich war.

Obwohl der Erzähler sich recht stoisch gibt, kommt es während der Reise zu einer psychischen Krise, die er nur durch einen Zufall übersteht. Das Ende des Romans ist offen, aber man könnte vermuten, dass der Erzähler sein Werk veröffentlicht und damit landesweit berühmt wird.

Wie weit Michel Houellebecqs Erstlingsroman *Ausweitung der Kampfzone* autobiographisch geprägt ist, kann man nicht sagen, aber es steht fest, dass der Autor Ingenieur studierte und als Informatiker arbeitete. Er veröffentlichte Gedichtbände und Essays und wurde mit zahlreichen Literaturpreisen ausgezeichnet.

Der Roman ist teils ein bissiger Kommentar auf die Oberflächlichkeit und Geistlosigkeit der heutigen Gesellschaft und teils

das faszinierende Psychogramm eines Menschen, der ein wenig autistisch geprägt und zugleich schwer depressiv ist. Dass das Werk trotzdem so unterhaltsam zu lesen ist, verdankt es dem großen erzählerischen Talent des Autors.



ANDREAS SCHRÖFL

Schank- schluss

BIERKRIMI

GMEINER



Andreas Schröfl [1975–]
Sanktus 7: Schankschluss
Gmeiner (PB 284 S./€ 15,00)
Meßkirch 2023
Genre: Krimi

Wenn Leute behaupten, ihnen sei es ums Herz schwer, beschreiben sie den immensen Druck, der sich im Brustkorb ausbreitet, wenn du kurz nicht mehr weiter weißt. Der Druck schnürt sich nach unten ab, breitet sich jedoch auch nach oben in Richtung Schädel aus, wo er dir „en passant“ die Kehle zuzieht. Du kannst nicht mehr schlucken, und dein Rachen sowie die Nebenhöhlen drohen zu zerplatzen. Der einzige Ausweg wäre ein ad hoc Druckabbau über die Tränendrüsen, aber du bist gerade nicht imstande zu weinen. (S. 9)

Alfred Sanktjohanser, genannt Sanktus, arbeitet als Betriebsleiter bei dem Familienbetrieb Sternbrauerei in München. Mit seiner Frau Kathi hat er einen kleinen Sohn namens Schorschi; Kathi hat außerdem die

mittlerweile erwachsene Martina in die Ehe gebracht.

Doch nun ziehen dunkle Wolken am Horizont auf: Das Gelände der Sternbrauerei in München ist mittlerweile mehr wert als der ganze Betrieb, so dass die Inhaber an einen Verkauf denken, und zwar ausgerechnet an den Großmolkereibesitzer Reinhard Wullmsdorff, genannt Puddingbaron. Und der kaufmännische Leiter der Molkerei, Thore Mommsen, entpuppt sich nicht nur als leiblicher Vater von Martina, sondern will auch mit ins Familienleben einbezogen werden.

Kriminell wird es, als sich zwei mysteriöse Selbstmorde ereignen und als Dritter der Puddingbaron tot aufgefunden wird. Die Kommissarin Bine Schrammer nimmt sich des Falls an, will aber nicht auf die Unterstützung des detektivisch hochbegabten Sanktus' verzichten.

Schankschluss ist ein unterhaltsamer Bierkrimi mit viel Münchner Lokalkolorit.

STEH
DICH
UM

JON OSBORNE
THRILLER

LÜBBE

Jon Osborne

Sieh dich um

(*A Game of Chess*, 2012)

Bastei-Lübbe 16 971 (TB 334 S./€ 9,99)

Köln 2013

Aus dem Amerikanischen von Axel

Merz

Genre: Thriller

Der Mann am Telefon hatte zu ihr gesagt, es wäre eine Art Schnitzeljagd. Und er würde sie die ganze Zeit über beobachten.

„Ein Fehler, und du siehst deine Kinder nie wieder“, hatte er ihr gedroht.

Stephanie Mann schlang ihren faden-scheinigen Mantel noch enger um den zierlichen Leib, während sie zitternd und fröstelnd am Eingang eines Mini-Markts an der West 85th Street stand. Ein Teil der Eiseskälte, die wie mit Gift bestrichene Rasierklingen durch ihr Nervensystem schnitt, rührte von Angst und Adrenalin her, das ihren Kreislauf überflutete. Der andere Teil rührte daher, dass sie mehr oder weniger ungeschützt in einer Aprilmacht in New York

City draußen auf dem Bürgersteig stand. (S. 10)

Stephanie Mann ist eine arme, alleinerziehende Mutter von zwei Kindern, die von der Fürsorge betreut werden. Als sie ein Handy findet, freut sie sich, erhält aber bald darauf über dieses Gerät einen Anruf des Inhalts, dass ihre beiden Kinder entführt wurden; wenn sie sie wiedersehen wolle, müsse sie alle Anweisungen, die über das Handy erfolgen, exakt durchführen.

Der Mann am Telefon hatte ihr unmissverständlich klargemacht, was passieren würde, sollte sie es wagen, die Polizei um Hilfe zu bitten.

„Es ist wie ein chirurgischer Vorgang“, hatte er ihr mit ebenso gelassener wie dunkler Stimme erklärt. Nicht das leiseste Zittern war aus dieser tiefen Stimme zu hören gewesen. „Zuerst werde ich deine Kinder auf den Rücken legen und mit ausgestreckten Armen und Beinen auf eine feste Fläche binden. Nackt natürlich, mit Knebeln in den Mündern. Wir wollen schließlich nicht,

dass irgendwelche guten Samariter ihre Hilferufe hören und versuchen, uns den Tag zu verderben. Anschließend werde ich ihre Körper mit einem Vorschlaghammer bearbeiten, angefangen bei den Füßen.“ (S. 15)

Stephanie muss in einem Supermarkt eine Packung Kondome stehlen, eines davon behalten, den Rest einem Bettler schenken, ein Taxi nehmen, den Fahrer oral befriedigen und nach Hause fahren.

Doch die Überraschung ist groß, als in ihrer Wohnung ein Unbekannter lauert, sie fesselt und mit ihr genau das durchführt, was irreführenderweise ihren Kindern angedroht worden war.

Dana Whitestone, Special Agent des FBI, nimmt sich zusammen mit ihrem Partner Jeremy Brown des Falls an. Das auffälligste Merkmal ist, dass neben der übel zugerichteten Leiche ein Buch über den Schachgroßmeister Amos Burn liegt. Da sich bald ähnliche Morde ereignen, bekommt der Täter den Spitznamen Schachbrett-Mörder. Die Frage ist allerdings, wer spielt hier mit wem dieses grausige Spiel.

An sich ist *Sieh dich um* ein unterhaltsamer Thriller, aber die Art und Weise, wie Jon Osborne widerwärtige Grausamkeiten ausmalt, ist sonderbar. Entweder will er um jeden Preis seine Schriftsteller-Kollegen an Schockeffekten übertreffen, oder er empfindet eine heimliche Freude an solchen Darstellungen.



Reinhard Habeck

***Kleopatras Wunderlampe und das
Hightech-Wissen der Pharaonen***

Kopp (HC 320 S./€ 22,99)

Rottenburg 2023

Genre: Paläo-Astronautik

Mein Debüt als literarischer Hobbyarchäologe begann 1982. Damals stellte ich gemeinsam mit Peter Krassa im Sachbuch *Licht für den Pharao* provokante Fragen: Kannte man im Altertum bereits elektrischen Strom? Besaßen Priester – die Wissenschaftler des Pharaonenreiches – Geräte, um Elektrizität nutzbar zu machen? Der Verdacht keimte schon 1979 in mir auf und erhärtete sich dann ein Jahr später gemeinsam mit Peter Krassa direkt vor Ort im Hathor-Tempel von Dendera. Die Anlage liegt knapp 2 Autostunden entfernt nördlich von Luxor. Was es dort in der Heimstätte der Göttinnen Hathor und Isis sowie der Königin Kleopatra zu sehen gibt, verblüfft jeden aufmerksamen Besucher.

Das gilt vor allem für die Reliefdarstellungen in den Krypten und an den Tempelwänden in einer Kapelle im Parterre, die ungewöhnliche blasenförmige Gebilde zeigen. Im Inneren der Kolben winden sich Schlangen empor. Die birnenartigen Objekte werden von Priestern gehalten und ruhen in Schräglage auf Stützen mit Streben. Ägyptologen bezeichnen letztere als Djed-Pfeiler, dem altägyptischen Symbol für „Dauer und Beständigkeit“. Technologisch orientierte Betrachter vermeinen Hochspannungsisolatoren zu erkennen. Die antiken Abbilder erinnern frappierend an moderne Leuchtkörper, ähnlich unseren Glühbirnen. Blanker Zufall oder antikes Hightech-Wissen? (S. 12f)

Seit Anfang der achtziger Jahre beschäftigt sich Reinhard Habeck mit der Frage, ob man im alten Ägyptischen schon moderne technische Geräte kannte. Seither haben sowohl die konventionelle Archäologie als auch die Paläo-Astronautik große Fortschritte gemacht, so dass es für Reinhard Habeck angebracht ist, den aktuellen For-

schungsstand in einem neuen Buch darzustellen. Dass es eine hochtechnisierte Vergangenheit auf der Erde gab, das steht für Reinhard Habeck außer Frage; ob die frühen Menschen diese Wissenschaft selbst entwickeln konnten oder ob ihnen Besucher von den Sternen auf die Sprünge halfen, das bleibt noch zu klären.

Reinhard Habeck ist übrigens nicht nur als Sachbuchautor bekannt, sondern auch als Cartoonist, der die Abenteuer des außerirdischen Rüsselmopses, der mit seiner fliegenden Untertasse die Erde besucht, aufzeichnet.

REBECCA YARROS

**SPIEGEL
Bestseller**

FLIEG ...
ODER STIRB



**FOURTH
WING**

FLAMMENGEGÜSST

»Unwiderstehliches Abenteuer trifft epische Liebesgeschichte.«

TRACY WOLFF

dtv

Rebecca Yarros

Flammengeküst 1: Forth Wing. Flieg oder stirb

(Empyrean 1: Forth Wing. Fly or Die, 2023)

dtv (HC 766 S./€ 24,00)

München 2023

Aus dem Amerikanischen von Michaela Kolodziejcok

Genre: Fantasy

Der Einberufungstag ist immer am tödlichsten. Vielleicht ist deshalb der Sonnenaufgang heute Morgen besonders schön – weil ich weiß, dass es mein letzter sein könnte.

Ich zurre die Riemen meines Segeltuchrucksacks fest und stapfe die breite Treppe der steinernen Festung hinauf, die ich mein Zuhause nenne. Meine Brust hebt und senkt sich vor Anstrengung und als ich endlich den Korridor erreiche, der zum Büro von General Sorrengail führt, brennt meine Lunge. Das also haben mir sechs Monate intensiven körperlichen Trainings gebracht – dass ich es gerade mal sechs Treppenabsätze

mit einem dreißig Pfund schweren Rucksack auf dem Rücken hochschaffe.

Ich bin so was von am Arsch.

Die zahlreichen Zwanzigjährigen, die vor dem Tor warten, um in ihrem erwählten Quadranten den Dienst anzutreten, sind die klügsten und stärksten in Navarre. Etliche haben sich seit ihrer Geburt auf den Reiterquadranten vorbereitet, auf die Chance, der Elite anzugehören. Ich hatte exakt sechs Monate Zeit. (S. 9)

Violet Sorrengail ist die Tochter der Generalin und Oberbefehlshaberin von Basgiath. Eigentlich möchte die etwas klein gewachsene Zwanzigjährige eine Schriftgelehrte werden wie ihr verstorbener Vater, aber die Mutter besteht darauf, dass Violet das Basgiath War College besucht. Dort werden die Kadetten nicht nur scharf gedrillt, sondern sie müssen sich auch an einen Flugdrachen binden; da die Drachen große Menschen bevorzugen, muss Violet befürchten, von einem verärgerten Drachen zu Asche verbrannt zu werden. Daneben fördert das College auch noch das aggressive Verhalten

der Kadetten: Schon viele Neulinge haben durch ihre älteren Kameraden den Tod gefunden, denn je weniger Kadetten es gibt, desto größer ist die Chance für den Einzelnen, einen der begehrten, bindungswilligen Drachen zu finden.

Drachenreiter sind sehr gesucht, denn das Land Navarre befindet sich in ständigem Konflikt mit dem Nachbarkönigreich Poromiel mit seinen gefährlichen Greifenreitern.

Zu allem Überfluss wird Violet ausgerechnet dem Geschwaderführer Xaden Riorson zugeteilt: Xadens Vater war ein Verräter, der den Tod von Violets Vater verschuldet hat. Aber manchmal entspringt eine innige Liebe dort, wo man sie am wenigsten erwartet hätte.

Fourth Wing ist ein dramatischer Fantasy-Roman mit furiosen Action-Szenen und wilden Liebesabenteuern. Eine Fortsetzung steht schon in Aussicht.

ZWEI REZENSIONEN

Ronny Thon

DYS **JULIA**
KULEWATZ
FUNCTIONAL
WOMAN

ROMAN

KUL-JA!
PUBLISHING



Julia Kulewatz

Dysfunctional Woman

2023, Kul-ja! Publications, Erfurt

(256 S./ € 15,00)

ISBN: 978-3-949260-10-0

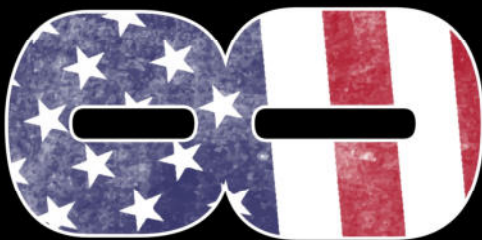
„Dysfunctional Women“ ist für Julia Kulewatz das Debüt im Bereich Roman. Veröffentlicht wurde er in ihrem eigenen Verlag „Kul-Ja! Publishing“, dessen Gründung in der schwierigen Coronazeit Jahr 2021 erfolgte. Der Verlag bietet ein reichhaltiges Angebot an Lyrik und Prosa. Kulewatz veröffentlichte bisher mehrere Erzähl- und Lyrikbände und wurde 2022 zur Stadtschreiberin von Neu-Ulm ernannt. In diesem Jahr erhielt sie für eine literaturwissenschaftliche Arbeit über Hertha Müller den KUNO-Essay-Preis.

Dysfunctional Women sorgen in einer Welt der Trostlosigkeit für Nachwuchs. Individualität ist ausgelöscht. Die Menschheit hat sich in eine riesige Metropole zurückgezogen. Aus dieser flüchtet die schwangere Q in einen Wald, um dort auf A zu treffen. Bald wird klar, dass Q in einer uralten

Prophezeiung eine wichtige Rolle spielen könnte.

Julia Kulewatz hat eine düstere Dystopie geschrieben, die aber mit einer fantasievollen Sprache besticht. Sie ist der Auftakt einer Trilogie, deren Fortsetzungen „Dysfunctional“ und „Woman“ heißen werden. Ähnlich wie im Bestseller „Report der Magd“ von Margaret Atwood und im ebenfalls vor kurzem veröffentlichten „The Mothers- Sie müssen perfekt sein oder der Staat nimmt ihnen ihr Kind“ von Polly Ho-Yen, werden klassische Elemente aus der Science-Fiction und der Dystopie wie künstliche Geburten und Unterdrückung jeglicher Individualität mit gesellschaftlichen Themen wie der Rolle der Frau als Mutter miteinander verknüpft.

MATHIAS AICHER



ROMAN

Mathias Aicher

1988

2022, Kul-ja! Publications, Erfurt

(456 S./ € 19,88)

ISBN: 978-3-949260-08-7

Mathias Aicher hat bislang drei Kriminalromane veröffentlicht: „Helltal“ (Knaur), „Die Offenbarung der Johanna“ (Piper) und „Love like Blood“ (Piper). Mittlerweile hat er im neuen Verlag „Kul-Ja! Publications“ eine fruchtbare Heimat gefunden.

Der Rockmusiker und Produzent von Musikvideos beschäftigt sich in „1988“ mit der Flugzeugkatastrophe von Ramstein. Bei der Kollision dreier Kunstflieger während einer Flugschau starben im Jahr 1988 70 Menschen. Die Tragödie war ein Schock und zählt zu den folgenreichsten Flugzeugunglücken überhaupt. In der Romanhandlung reist ein Schriftsteller dreißig Jahre in die Vergangenheit zum Zeitpunkt des Unglücks. Dadurch bekommt er die Möglichkeit die Liebe seines Lebens zu retten.

Beim Lesen bemerkt man schnell Aichers Liebe zur Musik, denn seine Sätze sind voller Anspielungen auf Songs und deren Ur-

hebern. Aber auch seine Empathie für Opfer und Angehörige der damaligen Katastrophe kommt zur Geltung und verleiht der dramatischen Geschichte eine Wärme, die den Leser lange begleiten wird. Jedoch ist auch die Story fantasievoll und spannend zugleich verfasst.



Christian Knieps

DAS VOLK VON UQBAR

Erzählung

Christian Knieps

Die Frage, wo das Volk von Uqbar lebt, gelebt hat oder in Zukunft leben wird, ist keine Frage, die sich das Volk von Uqbar stellt, denn es braucht sich diese Frage nicht zu stellen. Denn es weiß. Es weiß, weil es sich alles vorstellen kann.

Die anderen Völker, die mit dem Volk von Uqbar entweder bereits in Berührung gekommen sind oder es nur vom Hörensagen kennen, möchten jedoch mehr über das substantielle Wesen des einen Volkes wissen, das selbst kein Wissen benötigt, weil es sich dieses – ohne Rückgriff auf eine Geschichte der Erde oder der Staaten oder der

Gesellschaftsformen – einfach vorstellen kann. Wie kann es aber sein, dass sich ein Volk vorstellen kann, was seine Geschichte ist und was seine Zukunft sein wird, unter der Prämisse, dass es dem Prinzip der Wahrheit entsprechen solle, um nicht das Wissen um die Vorstellung selbst infrage zu stellen?

Diesen Kniff der uqbarischen Wahrheitsfindung über die Verifizierung der Vorstellungen auf Basis eines erweiterten Wahrheitsbegriffs untersuchte vor einigen Jahren John Edward Williams, ein anglikanischer Professor für ethnische Minderheiten an der Universität von Cambridge, in seinem Standardwerk *A history of the truth in the Uqbarian imagination*, in dem er sich für eine modifizierte Wahrheitstheorie aussprach, in der nicht der eigentliche und überall in den säkularen Demokratien vorherrschende Wahrheitsbegriff zur Anwendung kommen solle, sondern ein abgeschwächter, ein vorstellbarer, da für Williams der Begriff der Vorstellung essentiell für die Beschreibung des uqbarischen Volkes erscheint. Diese Vorstellung sei, so Williams, gerade deswegen essentiell, weil es

auch in den säkularen Demokratien, die nicht selten das Kreuz der Postmoderne als Begriff mit sich schleifen – als wären sie nach der Moderne! – keinen Wahrheitsbegriff gibt, ohne dass eine bestimmte Vorstellung von ihr bestünde. Jeder Mensch, der in diesen Demokratien lebe und sich über seinen Begriff der Wahrheit Gedanken mache – ob er das nun aufgrund eines bestimmten Ereignisses oder auf abstrakter Ebene mache, sei dahingestellt –, stelle sich eine Art der Wahrheit vor, aus seinem Blickwinkel, die nicht zwingend deckungsgleich mit dem Wahrheitsbegriff eines anderen Menschen übereinstimmen müsse. Und gerade dieses Nicht-Müssen ist für Williams der Aufhänger, dass er diese Geschichte des uqbarischen Wahrheitsbegriffs in deren Vorstellung mit dem ihm eigenen, in der Gesellschaft empirisch erforsch- und belegbaren Begriff der Wahrheit beschreiben könne, ohne sich einen phantastischen Wahrheitsbegriff abstrakt ausdenken zu müssen.

Obwohl es sich kaum denken lässt, dass ein solches Standardwerk auch nur eine Handvoll an kritischen Rezeptionen erhal-

ten dürfte – und kann es denn zu einem Standardwerk werden, ohne ausreichende Rezeption? –, so fegte bald schon ein riesiger Orkan über den Cambridge-Professor hinweg; beinahe in die Tausende gehende Anmerkungen, Widersprüche und zum Teil auch aggressiv widersprechende, keineswegs auf der argumentativen Seite verbleibende Schmähschriften erhielt der besonnene Williams und kam kaum mehr zu seiner eigentlichen Forschung, sondern musste auf solche Artikel und Vorwürfen antworten, die ihm unterstellten, dass er sich in den uqbarischen Dienst stellen würde, ohne per se zu wissen, was diese Positionierung für den allgemeinen Wahrheitsbegriff bedeute.

»Wenn Sie also im Recht wären, Professor Williams«, schrieb einer der argumentativ feineren Widersacher, »dann müsste der allgemeine Wahrheitsbegriff, den die Philosophen über die letzten Jahrhunderte gebildet und herausgefeilt haben, auf den Prüfstand, denn wenn der uqbarische Wahrheitsbegriff, der allein auf Basis der Vorstellung fuße, der einzig wahre wäre, dann würde es keine Wahrheit an sich ge-

ben. Dieser logische Ausschluss führt dazu, dass ein Wahrheitsbegriff auf Basis einer Vorstellung – und damit eine n-dimensionale Wahrheit bei n Uqbarern – niemals zu einem einheitlichen Begriff der Wahrheit kommen könne, was wiederum den Begriff der Wahrheit obsolet mache, denn er decke sich zu einhundert Prozent mit der Vorstellung der Uqbarer.«

Diese und andere Argumente bekam Professor Williams übermittelt, und bei einigen Schriftstücken war er nicht einmal abgeneigt, in die fachliche Diskussion einzusteigen, doch nicht wenige forderten ihn explizit auf, sein Werk zu widerrufen; er solle sagen und noch besser schreiben, dass er das Ganze noch mal bedacht habe und zu dem Schluss gekommen sei, dass eine Geschichte der uqbarischen Wahrheit niemals im Rückgriff auf den säkularen Wahrheitsbegriff möglich sei. Dabei sollte er jedoch keine Namen von Widersprechern nennen, da sich auch diese sonst dem Hass der vielen Drohenden aussetzen würden, denn es war zu vermuten, dass ein nicht gerade geringer Teil der Drohenden nicht nur gegen die Meinung von Professor Williams waren,

sondern auch – und eigentlich vor allem – auch gegen die Meinung der Gegenredner, denn ihre eigene, dritte Meinung, die auf einem starken Widerstand gegen die Säkularen fußt, war eine ganz andere Art von Wahrheit, die sich merkwürdigerweise kaum von der unterschied, die Williams bei den Uqbarern identifiziert und beschrieben hatte. Wie so oft, wenn sich religiös motivierte Denker dabei ertappt fühlen, dass ein Text nicht zu dem eindeutigen Ergebnis kommt, dass die Essenz aller Wahrheit die eigene göttliche Wahrheit deckungsgleich untermauert, wird eine Blockadehaltung initiiert, die keineswegs mit Offenheit bezeichnet werden kann, obgleich es in diesem Fall schon verwunderlich erscheint, denn auch wenn das Volk von Uqbar vielleicht nicht religiös ist oder es als solches unmittelbar beschrieben werden kann, so ist es jedoch in der Lage, sich eine göttliche Gestalt in all seiner Mannigfaltigkeit, Macht und Größe vorzustellen, was in letzter Konsequenz die Frage stellen lässt, ob nicht alle tiefreligiösen Menschen Uqbarer von Natur aus sein müssten.

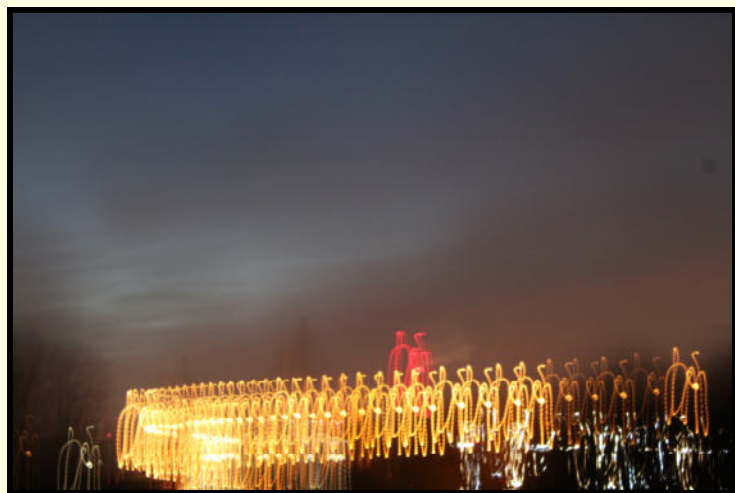
Doch das sollte nicht die einzige Reaktion auf das Standardwerk von Professor Williams bleiben. Es ging eine gewisse Zeit ins Land und die anfänglichen Widersprüche gegen das Williams-Werk gingen gegen Null, als ein neues Standardwerk erschien – man merkt schon an der Wortwahl, welcher Sturm dem Erscheinen folgte –, dieses Mal von einem Juniorprofessor für philosophische Nischendoktrin, der an der Sorbonne lehrte: *Une argument contre l'utilisation de la notion de vérité dans l'idée de Uqbar* von Laurent Bloise. Kern seiner Untersuchung ist die Absprache der Verwendung des Wahrheitsbegriffs für die uqbarische Vorstellungswelt. Um den Druck aus der bisher ergebnislosen Diskussion herauszunehmen, schlug Bloise vor, dass man für die Uqbarer einen neuen Begriff benennen sollte, der die Wirklichkeitserfahrung in deren Volk besser beschreibe als die von der Moderne definierte Wahrheit, dessen Verwendung zu so viel Diskussionsstoff gesorgt hatte. Der Sturm der Entrüstung zu diesem Werk war vielleicht noch größer als der Sturm nach dem Williams-Text, denn der Vorschlag, einen allseits anerkannten und

wohlweislich in fast jeder Tiefe und Dimension definierten Begriff einfach für ein einziges Volk wegzulassen, weil sich dieses nicht den üblichen als postmodern definierten Strukturen unterwarf, schien vielen als Affront gegen die jahrhundertelange, geisteswissenschaftliche, aber auch rechtswissenschaftliche Streitgespräche, die oft mit vielen Opfern geführt worden waren. Der Vorschlag nun, die Wahrheit für die Uqbarer auszuklammern, erschien keinem der Widersprechenden für sinnvoll, und am Ende musste Bloise klein beigegeben, da es niemand gab, restlos niemand, der sich seiner Theorie anschloss, denn die Aufgabe der Wahrheit als Begriff erschien allen als Aufgabe der Wahrheit selber.

Man hätte meinen sollen, dass es mit dem Nachgeben des Juniorprofessors, der aufgrund seiner theoretischen Schwächen in seiner Argumentation in der Folge die Sorbonne verlassen musste, weil man ihm nahelegte, dass er wohl keine wissenschaftliche Zukunft habe, nun Ruhe in die Sache mit den Uqbarern einkehrte – doch weit gefehlt, denn der Graben zwischen den säkularen und den fanatisch religiösen war noch

lange nicht überwunden, und nun entbrannte wieder der alte Kampf zwischen den Gruppen, wer denn Herr der Wahrheit wäre – eine göttliche oder dann doch die einzelne menschliche Wesensfigur –, und es bleibt zu vermuten, dass sich daraus ein endloser Streit entwickelt hätte, wenn nicht – und das ist einer der wenigen Momente in der Menschheitsgeschichte, in der sich ein Uqbarer zu den Geschehnissen der restlichen Welt direkt zu Wort meldete – dass dieser Uqbarer über Professor Williams als Übersetzenden kundgetan hätte, dass er sich wunderbar vorstellen könnte, wie es wäre, wenn sich die anderen Menschenvölker keine Gedanken um den Wahrheitsbegriff unter den Uqbarern wie auch unter den Menschen machen würden, sondern einfach das Leben lebten, mit der Wahrheit eines jeden Einzelnen, ohne die Infragestellung der Wahrheit der anderen, ohne die Wahrheit überhaupt inhaltlich zu thematisieren. Dieser erstaunliche Vorstoß eines Uqbarern hätte tatsächlich dazu führen können, dass sich die einzelnen, streitenden Gruppen beruhigen, doch ein bestimmtes, sich oft wiederholendes Ereignis hielt

sie davon ab, sich auf gegenseitiger Basis über das Faktum der Wahrheit zu einigen: die Wut der Menschen über den Wahrheitsanspruch eines anderen Menschen über die eigene Wahrheit.



Christian Knieps

DIE VERABREDUNG

Erzählung

Michael Wiedorn

Die mittags brennende Sonne wird nachmittags immer schwächer. Ich verbringe den Frühlingsmittag in einem Roman. Ein alter Mann liegt in einem Raum und weiß nicht, wie und wann er in das fremde Zimmer gekommen ist. Ich blicke immer wieder auf meine Uhr.

Bevor ich zu meiner Verabredung gehe, möchte ich noch einmal in meine Wohnung. Der alte Mann liegt im Bett seiner verstorbenen Mutter. Er hat ihre Stelle eingenommen. Er ist sie.

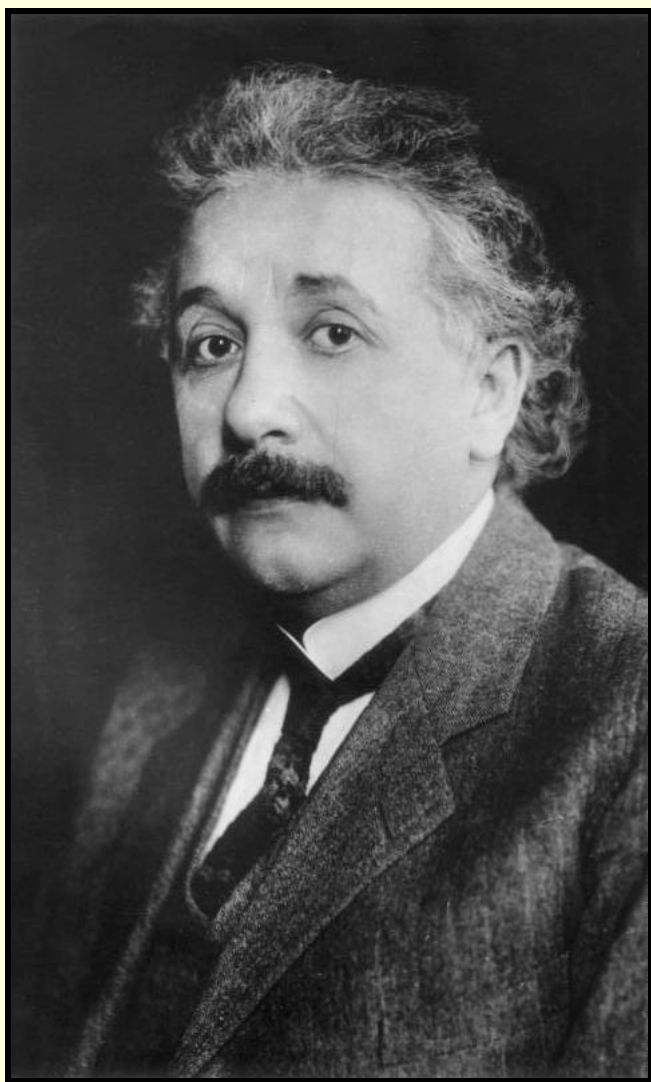
Alte Türkinnen verummmt in Kopftüchern und langen, dunklen Mänteln laufen

an ihre Rollatoren gestützt an mir vorbei. Nahe des Sophie-Charlotten-Platzes liegt ein Altenheim.

Der Mond scheint riesig und grell in das Zimmer des Alten. Das Fensterkreuz durchschneidet den Mond. Ich blicke auf die Uhr. Jetzt muß ich aber los. Das Buch wird zugeklappt und ich stehe von der Bank auf. Ich blicke auf das Polizeigebäude auf der anderen Seite des Platzes. Harter, grauer Stein. Vor dem Überschreiten des Kaiserdammes schaltet die Ampel auf rot. Während des Wartens schaue ich auf die Uhr und es ist 17 Uhr 52. Das Grün läßt auf sich warten. Mein Termin ist um 18 Uhr und ich werde erst um 18 Uhr die andere Straßenseite erreicht haben. Der Kaiserdamm ist so breit, daß man kaum die andere Seite sehen kann. Der alte Mann kann das Bett nicht mehr verlassen. Endlich wird es grün. Seine Knie sind völlig versteift. Ich überquere die Straße und laufe nach links, biege dann links in die Schillerstraße, dann nach rechts in die Fritschestraße. Meine Beine eilen. Ein plötzlicher Schmerz erschüttert mein linkes Knie. Der Alte nimmt den Platz seiner Mutter ein. Sie war blind, taub und lahm. Mein

Schlüssel schließt die Haustüre auf und ich steige in den bereitstehenden Aufzug und fahre aufwärts. Nachdem ich die Wohnungstüre aufgeschlossen habe, blicke ich auf das Zifferblatt. Es ist 18 Uhr 05. Im Badezimmer blicke ich in den Spiegel und schmiere mir Sonnencreme auf mein rot brennendes Gesicht. Das Gesicht des alten Mannes ist das Gesicht seiner toten Mutter. Oft schon kam ich pünktlich zu einer Verabredung und mußte dann lange auf den Anderen warten. Ich ziehe ein sauberes Hemd an. Bin ich jetzt fertig? Noch einen Schluck dunkel gewordenen, grünen Tee.

Jetzt bin ich abflugbereit und verlasse mein Heim. Ich steige in den Fahrstuhl und fahre abwärts. Als ich unten aussteige, sehe ich einen alten Mann die Kellertreppe herabsteigen. Er dreht sich zu mir um und blickt mir in das Gesicht. Der Mond wird nachts auf das Gesicht der Verstorbenen strahlen.



Albert Einstein (1879–1955)

GRUNDLEGENDE MESSUNG

Einstein 2

Artikel

Gerd Maximovič

Zitierte Literatur:

– Brinkmann, Karl: Zu Zeit und Raum. Gegen die Relativitätstheorie. Johannes Berchmans Verlag, München 1984.

– Einstein, Albert: Zur Elektrodynamik bewegter Körper. Annalen der Physik 1905. Im Internet frei ladbar. Dies ist die Spezielle Relativitätstheorie. Zitiert als „Elektrodynamik“.

– Einstein, Albert: Über die spezielle und die allgemeine Relativitätstheorie. Wissen-

schaftliche Taschenbücher, Band 59. 21. Auflage, Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig/Wiesbaden 1983. Zitiert als „WTB 59“

– Israel, Hans + Erich Ruckhaber + Rudolf Weinmann (Hrsg.): Hundert Autoren gegen Einstein. R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1931. Zitiert als „Israel“.

– Russell, Bertrand: Das ABC der Relativitätstheorie. Rowohlt Taschenbuch 6787, Reinbek bei Hamburg, 1972. 82.-86. Tausend 1988. Zitiert als „Russell“.

– Spiegel Online vom 27.04.1955

Kann man in dieser realen Welt Geschwindigkeiten beliebig addieren? Ich fliege 100 000 km pro Sekunde schnell. Ein anderer fliegt 300 000 km pro Sekunde schnell. Ein dritter überbietet uns alle: nach seinen Angaben ist er 400 000 000 Kilometer pro Sekunde schnell. Indes, ist das überhaupt möglich?

Wir kehren hier zu einem in der Philosophie erörterten Grundsatz, nämlich der vor allem von Hegel verwendeten „schlechten Unendlichkeit“, zurück. Selbiger besagt, man kann wohl mit Behauptungen irgend-

welche Größen oder Zahlen steigern. Doch in Wirklichkeit sieht das anders aus. Wenn wir nämlich in der Wirklichkeit irgendwelche Zahlen oder Größen beliebig zu steigern versuchen, dann mischt sich die Realität (oder Natur) ein und macht uns einen Strich durch die Rechnung.

Zum Beispiel. Man steigere die Temperatur des Wassers auf 70 Grad. Das ist möglich. Man versuche sie auf 170 Grad zu steigern. Das ist unmöglich. Weil das Wasser bei 100 Grad verdampft. Desgleichen kühle man das Wasser ab: auf 10 Grad. Das ist möglich. Auf minus 50 Grad. Das ist unmöglich. Weil das Wasser nämlich zu Eis gefriert.

Man kann hierzu beliebige weitere Beispiele anführen, stets gewärtigen wir den Umschlag der Quantität (hier: Erhitzen oder Abkühlen) in die (neue) Qualität (hier: Dampf oder Wasser). Man kann also in der realen Welt niemals Zahlen oder Größen beliebig erhöhen, ohne den konkreten Inhalt zu bedenken.

Diese zwingende Überlegung führt unmittelbar zu dem oben erwähnten Geschwindigkeitsrausch: kann man beliebig

immer schneller und schneller fliegen? Nein, das kann man nicht, nicht einmal, ohne jemals einen Versuch oder eine Betrachtung in dieser Hinsicht durchgeführt zu haben. Schon die Theorie (Hegels „schlechte Unendlichkeit“) verbietet es, und die Natur gibt es nicht her.

Was folgert daraus? Ganz einfach, es muß eine oberste physikalische Geschwindigkeit geben, welche niemals jemand überschreitet. Nach allem, was bisher an Erkenntnis vorliegt, ist dies die Geschwindigkeit des Lichtes. Dieselbe ist zwar sehr groß (300 000 km pro Sekunde), aber sie ist doch endlich. Selbst wenn aber eines Tages noch eine höhere physikalische Geschwindigkeit gefunden werden sollte (etwa die Wirkung der Schwerkraft), so würden die nachfolgenden Betrachtungen gleichwohl gelten; man müßte sie nur rein zahlenmäßig anpassen oder ergänzen. Zur grundlegenden Erkenntnis reicht es also völlig aus, die Geschwindigkeit des Lichtes (als höchste physikalische Geschwindigkeit) zu betrachten.

Wir entnehmen entsprechend dem Spiegel Online vom 27.04.1955:

„Seit Jahren schon hatten Experten mit der Lichtgeschwindigkeit bestürzende, unerklärliche Ergebnisse erbracht. Die Forscher maßen mit hochempfindlichen Instrumenten die Geschwindigkeit des Lichts – Ergebnis, wie erwartet: 300 000 km je Sekunde.

Nun wurde die Versuchsanordnung geändert: Bei der nächsten Messung bewegte man die Meßeinrichtung mit hoher Geschwindigkeit dem Lichtstrahl entgegen. Nach der Galilei-Newtonschen Logik hätten sich nun die Geschwindigkeiten des Lichts und der dem Licht entgegeneilenden Meßeinrichtungen summieren müssen. Doch das Meßergebnis blieb 300 000 km/sec. Wie auch immer die Forscher die Instrumente gegenüber den Lichtstrahlen bewegten: stur jagte das Licht mit 300 000 km/sec. durch die Meßgeräte. Das war und blieb unverständlich.

... Phänomen der stets gleichbleibenden Lichtgeschwindigkeit... Keiner stellt folgende Frage: Wenn sich die Meßergebnisse nicht ändern, könnte es dann nicht sein, daß umgekehrt die

Meßinstrumente sich als Folge ihrer Bewegung irgendwie ändern?

Einstein stellt diese Frage und bejaht sie. Mit grandioser Unbefangenheit folgert er aus den Beobachtungsergebnissen, daß

a) die Lichtgeschwindigkeit absolut unveränderlich, also eine Naturkonstante ist;

b) die Zeit von der Bewegung abhängt, 'relativ' ist, also beispielsweise in einem mit hoher Geschwindigkeit dahinjagenden Raumschiff anders, nämlich langsamer, abläuft als auf der Erde;

c) ein sich bewegender Körper, je nachdem, wie schnell er sich bewegt, in der Richtung seiner Bewegung mehr oder weniger zusammenschrumpft.“
(Spiegel Online 27.04.1955)

Hier sind also bereits einige Folgerungen aus der Lichtgeschwindigkeit als oberstes Grenztempo zusammengetragen. Sie gilt es, auch später, noch zu erörtern und zu betrachten.

Einstein zu den Grundlagen selbst:

„... sowie die mißlungenen Versuche, eine Bewegung der Erde relativ zum ‘Lichtmedium’ zu konstatieren, führen zu der Vermutung, daß dem Begriffe der absoluten Ruhe ... keine Eigenschaften der Erscheinungen entsprechen...“ (Einstein: Elektrodynamik, S. 891)

Wir haben hier also etwas vor uns, was nach Einstein

„... im folgenden ‘Prinzip der Relativität’ genannt werden wird...“(Einstein: Elektrodynamik, S. 891)

Und hierzu Einstein:

„... daß die (spezielle) Relativitätstheorie aus der Elektrodynamik und Optik herausgewachsen ist.“(Einstein: WTB 59, S. 38)

Kommen wir nun zu dem entscheidenden Versuch, dem Michelson-Morley-Experiment. Die Erde bewegt sich durch den Weltraum. Schießt man einen Licht-

strahl voraus ab, so wird er – mutmaßlich – schneller. Schießt man ihn gegen die Fahrtrichtung ab, so sollte er langsamer werden. Entsprechendes gilt, wenn die Erde sich durch den Äther bewegt, mithin beschleunigt oder verzögert der Ätherwind die Geschwindigkeit des Lichtes; dies war zu überprüfen beziehungsweise zu messen:

„Wenn nun ein Ätherwind vorhanden ist, so ist es klar, daß sich relativ zu einem irdischen Beobachter Lichtsignale mit dem Wind schneller fortzupflanzen scheinen als quer dazu, und schneller quer dazu als gegen den Wind. Gerade das wollten Michelson und Morley mit ihren berühmten Experimenten testen. Sie sandten Lichtsignale in zwei zueinander senkrechte Richtungen aus; jedes wurde von einem Spiegel reflektiert und kam zum Ausgangspunkt zurück. Jeder kann nun bestätigen, entweder durch einen Versuch oder eine einfache Rechnung, daß es länger dauert, eine gegebene Strecke auf einem Fluß stromaufwärts und zurück zu rudern, als die gleiche Strecke quer zum Strom und zu-

rück. Deshalb sollte, wenn es einen Ätherwind gäbe, eines der beiden Lichtsignale, die aus Ätherwellen bestehen, mit einer geringeren mittleren Geschwindigkeit zum Spiegel und zurück laufen als das andere. Michelson und Morley führten das Experiment durch, sie versuchten es in verschiedener räumlicher Anordnung, und sie wiederholten es später. Ihre Versuchsanordnung war durchaus genau genug, um die erwartete oder sogar eine viel geringere Geschwindigkeitsdifferenz zu entdecken, falls sie vorhanden gewesen wäre, aber nicht die geringste Differenz konnte festgestellt werden. Das Ergebnis war überraschend für sie wie für alle anderen; aber sorgfältige Wiederholungen machten jeden Zweifel unmöglich. Das Experiment wurde zum erstenmal schon im Jahr 1881 durchgeführt und 1887 mit größerem Aufwand wiederholt. Aber es dauerte viele Jahre, bis man es richtig interpretieren konnte.“ (Russell, S. 30)

Das war also der berühmte Versuch von Michelson und Morley. Das Licht, egal, in welche Richtung der Erdbewegung durch den Äther man es betrachtet, wird einfach nicht schneller (oder langsamer). Es scheint sich also allen Naturgesetzen zu entziehen oder zu widersetzen.

Wie löst man dieses Problem? Eine – allerdings – verblüffende Lösung wäre, ein Körper wird in Bewegungsrichtung kürzer, so daß er für dieselbe Strecke genauso lange braucht wie sein eigener längerer, aber langsamerer Körper:

„Folglich schien man in eine logische Zwickmühle geraten zu sein, aus der sich die Physiker zunächst mit sehr willkürlichen Hypothesen zu befreien suchten. Die wichtigste von ihnen stammte von Fitzgerald, wurde von Lorentz weiterentwickelt und ist als die Fitzgeraldsche Kontraktionshypothese bekannt. Nach dieser Hypothese wird ein Körper, wenn er sich bewegt, in Bewegungsrichtung in einem bestimmten Verhältnis verkürzt, das von seiner Geschwindigkeit abhängt. Das Ausmaß

der Verkürzung wäre gerade ausreichend, um den negativen Ausgang des Michelson-Morley-Experiments zu erklären. Der Weg stromaufwärts und wieder abwärts wäre danach wirklich kürzer als der Weg quer zum Strom, und zwar gerade um soviel, daß die langsamere Lichtwelle ihn in der gleichen Zeit durchlaufen könnte.“(Russell, S. 30 f)

Könnte man diesen Effekt, so er stimmt, dann messen? Womit? Ein Maßstab, dies zu messen, bewegt sich mit dem, was er messen sollte. Und wird, stimmt diese Überlegung, selbst auch kürzer. So daß man einen verkürzten Gegenstand mit einem verkürzten Meßapparat messen müßte – um zu der Schlußfolgerung zu gelangen, daß sich bezüglich der Längenangabe des bewegten Gegenstandes nichts verändert hätte:

„Natürlich ließe sich diese Verkürzung niemals durch Messung feststellen, weil unsere Maßstäbe genauso verkürzt wären. Ein Maßstab, der in Richtung der

Erdbewegung liegt, wäre kürzer als der gleiche Maßstab, der im rechten Winkel zu ihr liegt.“(Russell, S. 31)

Man beachte:

„Das heißt, die angenommene Kontraktion ist kein physikalischer Tatbestand, sondern eine Folge gewisser Konventionen über das Messen...“(Russell, S. 31)

Wie immer man diese gleiche Geschwindigkeit des Lichts in alle Richtungen aber interpretiert, bemerkenswert ist alleine schon die Tatsache, daß das Licht sich nicht an die Erwartungen (einer Steigerung seiner Geschwindigkeit in Bewegungsrichtung oder einer Verminderung seines Tempos in die Gegenrichtung) hält:

„Zunächst zeigte das Michelson-Morley-Experiment (in Verbindung mit anderen), daß die Geschwindigkeit des Lichts relativ zu Erde in allen Richtungen gleich ist, und daß dies in gleicher Weise für alle Zeiten des Jahres gilt, obwohl sich die Richtung der Erdbewe-

gung während des Umlaufs um die Sonne ständig ändert.“(Russell, S. 31)

Wir haben hier also einige Vorstellungen zu diesem seltsamen Verhalten des Lichtes, welches demnach wirklich eine Naturkonstante zu sein scheint. Vor einer weiteren Betrachtung wollen wir zunächst einige kritische Meinungen hierzu vernehmen. Hierzu gehört die Vorstellung, daß man ja in dem berühmten Versuche den Lichtstrahl hin und her bewege: Mögliche Unterschiede gleichen sich dergestalt aus, sind demnach nicht erkennbar:

„Die ergibt sich daraus, daß Hin- und Rückweg des Lichtstrahls – die ‚zwei Ereignisse‘ – ja gar nicht zugleich stattfinden, sondern hintereinander.“
(Brinkmann, S. 110 f)

Und, aus dem Vorwort von Hans Israels kritischem Buch „Hundert Autoren gegen Einstein (1931)“:

„Es ist nicht bekannt geworden, daß bereits die geistigen Väter Einsteins, Mach

und Michelson, die RTH [Relativitätstheorie] ablehnten.“(Israel, S. 3)

Die Überlegung, daß ein bewegtes System die Geschwindigkeiten durch seine Eigenbewegung erhöhe, müßte demnach grundsätzlich gelten. Stellt sich also etwa die Frage, wird der Schall schneller auf der bewegten Erde?

Lothar Mitis:

„Infolge der Luftschwere sollte niemand auf die Idee verfallen, die Erdbewegung akustisch nachweisen zu wollen, indem etwa angenommen würde, daß die Geschwindigkeit der Schallwellen verschieden sein müßte, je nachdem diese in der Richtung der Erdbewegung oder in einer anderen Richtung beobachtet werden. Denn der Schall wird in allen Fällen gleichmäßig mitgeführt, so daß Erde und Luft demselben Bewegungssystem angehören. Analog sollte niemand die Erdbewegung optisch (durch irdische Lichtstrahlen) nachweisen wollen. Michelson ... wollte diesen optischen Nachweis erbringen, erzielte je-

doch keinerlei Erfolg. Der gescheiterte Versuch bewies, daß Erde und irdischer Lichtstrahl demselben Bewegungssystem angehören.“(Israel, S. 34 f)

Lothar Mitis weiter:

„Denn wenn derselbe Lichtstrahl im Vergleich zu verschiedenen bewegten Systemen dieselbe Geschwindigkeit ($c = c - m = c - n$) haben soll, so soll dieses Wunder einsteinisch durch ein neuerliches Wunder, nämlich dadurch ‘erklärt’ werden, daß die Zeit- und Raumeinheiten der verschiedenen bewegten Beobachter ungleich (bald größer, bald kleiner) sind.

Diese RTH [Relativitätstheorie] ist das kranke Produkt einer kranken Zeit.“ (Israel, S. 35)

Wir haben hier also grundlegende Kritik an der Theorie Einsteins vor uns. Und sollten – unabhängig von aller Reklame und Propaganda zu Gunsten Einsteins in den Medien – wie immer selber überlegen. Also, wir sind bei der grundlegenden Kritik an glei-

cher Schnelligkeit des Lichtstrahls in jedem bewegten System:

Dr. Walther Rauschenberger:

„1. Im Michelsonschen Versuch liegt kein grundsätzliches Problem. Es erklärt sich auf die einfachste Weise dadurch, daß die Lichtstrahlen von der Erde mitgeführt werden, was ohne allen Zweifel der Fall ist. Die Lichtstrahlen werden ebenso mitgeführt wie elektrische Wellen der drahtlosen Telegraphie. Hier wundert sich niemand, daß die elektrischen Wellen in der Richtung der Erdbewegung ebenso schnell laufen wie nach entgegengesetzter Richtung.

2. Die Grundsinnlosigkeit der speziellen RTH [Relativitätstheorie] ist die Annahme, daß ein und derselbe Lichtstrahl gegenüber beliebig bewegten Körpern die gleiche Geschwindigkeit besitzen soll!!! Dies ist absolut unmöglich – es ist ein völlig irrsinniger Gedanke.

Es ist nur natürlich, daß sich aus diesem Gedanken, wenn man ihn weiter ausspinnt, weitere Sinnlosigkeiten ergeben, deren Aufzählung im einzelnen

nicht notwendig ist. Erwähnt seien lediglich zur Illustration folgende. Eine Widersinnigkeit ist es, daß die Zeit still stehe oder gar in die Vergangenheit laufe, daß Körper zu zweidimensionalen Wesen werden, wenn man sich mit Lichtgeschwindigkeit bzw. Überlichtgeschwindigkeit bewege. Diese Widersinnigkeit wird nicht dadurch aufgehoben, daß sich niemand mit Lichtgeschwindigkeit bewegen kann, oder daß die Überlichtgeschwindigkeit von den Relativisten 'verboten' wird. Die Richtung der Zeit nach vorwärts ist a priori gewiß. Sie ist die gewisseste Tatsache, die es gibt. Sie ist mit dem Geschehen selbst gesetzt. Überall da, wo Bewegung stattfindet, gibt es einen Zeitablauf, auch dann, wenn man sich einen Körper mit Lichtgeschwindigkeit bewegt denkt. Zweidimensionale Wesen gibt es in Wirklichkeit überhaupt nicht, dagegen ist es sehr wohl möglich, daß es eine schnellere Bewegung gibt als das Licht, z. B. die Gravitation. Nicht minder widersinnig ist die Annahme, daß Zeit und Raum sich ausdehnen oder zusammen-

ziehen. Körper können sich in Raum und Zeit ausdehnen oder zusammenziehen, niemals die Zeit und der Raum selbst. Der Gipfel des Aberwitzes ist es, für die RTH eine Bestätigung in der Erfahrung finden zu wollen.“ (Israel, S. 39)

Hierzu also Dr. Walther Rauschenberger schlußfolgernd:

„Viel rätselhafter als der Inhalt der RTH ist die Tatsache, daß sie weite Verbreitung gefunden hat. Die Vernunft und die Logik scheinen zu einfach und selbstverständlich zu sein, als daß sie die Menschen auf die Dauer befriedigen könnten. Vielmehr müssen hier anscheinend von Zeit zu Zeit Rückschläge und Katastrophen (wie Kriege in der Kulturgeschichte der Menschheit) eintreten, damit die Vernunft sich aufs neue erheben und ihr Licht der Menschheit wieder sichtbar werden kann. Die Anerkennung der RTH wird als eine der merkwürdigsten Verirrungen des menschlichen Geistes denkwürdig bleiben.“ (Israel, S. 40)

In dieser Kritik sind bedenkenswerte Punkte enthalten, die sich, genau genommen, der Vorstellung nähern, daß die Einsteinsche Theorie an manchen Stellen eher in den Bereich der Science Fiction (also der phantastischen Literatur) abgeleitet und uns Möglichkeiten und Erscheinungen vorstellt, die wirklich nur noch zum fantastische Genre gehören dürften.

Indes, nicht alles, was Einstein auch von anderen aufgreift und verwertet, muß falsch sein. Eben – im Zitat – wurde die vorgestellte Krümmung des Raumes kritisiert. Wir sind aber sehr wohl der Meinung, daß man sich das Universum nur als gekrümmt erklären kann, sonst wäre es nämlich wiederum „schlecht unendlich“, und entbehrte in Betrachtung des wirklichen Inhalts.

Also nochmals zur „schlechten Unendlichkeit“ (also der maßlosen eingebildeten Unendlichkeit der Zahlen, welche des konkreten Inhalts entbehren, und darum in ihrer Aufgebläththeit und Übersteigerung zweifellos falsch sind). Nun denn: Einer behauptet, ich halte die Erde für eine Scheibe und schreite auf ihr, auf dieser Scheibe, un-

beirrt geradeaus und immer weiter vorwärts, und zwar endlos. Wie wir alle wissen, wird sich der entsprechende Wandervogel wundern, denn die Erde ist keine Scheibe, sondern eine Kugel. Und seine Wanderung – unverdrossen über Land und Wasser – führt ihn am Ende genau an den Ort, von welchem er aufbrach – nur von hinten.

Genau so aber muß man sich auch das gesamte Universum denken. Es ist nicht „schlecht unendlich“, das würde aller Naturerfahrung widersprechen. Also ist es in sich gekrümmt, gerundet (wie die Erdkugel, nur eine Stufe höher). Wenn also ein besonders hoch entwickeltes Raumschiff geradeaus und stets vorwärts im Kosmos führe, es träfe nach allerdings langer Zeit genau an dem Punkte ein, von welchem es aufbrach. Nur von hinten. Die auch von Einstein vertretene Auffassung der Krümmung des Raumes ist demnach unumgänglich. Anders kann man sich den Kosmos nicht vorstellen, will man vermeiden, in die „schlechte Unendlichkeit“ hineinzugeraten.



Diodorus Siculus (um 100 v. Chr.)

LEBENDE SPHINX

Artikel

Gerd Maximovič

Folgende Zitate stammen aus:

„Diodoros: Griechische Weltgeschichte I – X. Erster Teil. Anton Hiersemann, Stuttgart 1992.“

„Diodor (Diodorus Siculus), griechischer Geschichtsschreiber des 1. Jh. v. Chr. aus Sizilien. Lebte zur Zeit Cäsars in Rom, wo er seine ... Weltgeschichte in 40 Büchern schrieb, von denen 15 erhalten sind; wertvoll wegen der sonst nicht überlieferten benutzten Quellen.“
(Meyers Großes Taschenlexikon)

Aus der Einleitung von Band I:

„Dagegen findet seine Bekundung, 30 Jahre an seinem Werk gearbeitet zu haben, zu Recht Glauben.“ (Diodoros, S. 1)

„Diodors [Buch] ist die einzige in großen Teilen erhaltene vorchristliche Weltgeschichte. Sie reicht von der Entstehung der Welt bis in die Gegenwart des Verfassers.“ (Diodoros, S. 3)

„... die Universalität seiner Darstellung, die sowohl die Geschichte der Nicht-Hellenen als auch die mythische Zeit einbezieht.“ (Diodoros, S. 13)

Wir gewärtigen die Beschreibung von erstaunlichen und außerordentlichen Lebewesen. Man sieht, wie auch dem sorgfältigen Geschichtsschreiber unglaubliche und phantastische Geschichten zugetragen werden, die mitunter eher an SF gemahnen. Indes, man bedenke, zwei Drittel der Erde sind mit Wasser (zumeist Ozeanen) bedeckt, und niemand weiß bis heute ganz genau, welche Art von Tieren sich dort

noch tummeln. Ganz sicher gibt es eine Vielzahl von Tieren dort, an welche wir heute noch gar nicht denken. Der eigene Planet, gewissermaßen unter unseren Füßen, ist weniger erforscht als unser Mond. Wohlan denn, schauen wir, welche Vermutungen oder gar „Tatsachenbehauptungen“ vor über tausend Jahren insofern die Runde machten:

„Im Trogodytengebiet wie auch in Äthiopien lebt die Sphinx, an Gestalt etwa so, wie man sie allgemein abbildet, doch wesentlich dichter behaart. Sie ist von Natur zahm und recht gelehrt, so daß sie sich gut abrichten und ausbilden läßt.

Die sogenannten Hundeköpfe sehen ganz aus wie mißgestaltete Menschen und lassen Töne hören, die unseren Nasallauten ähneln. Doch sind diese Tiere äußerst wild und lassen sich nicht im geringsten zähmen; ein besonders wildes Aussehen geben ihnen ihre Augenbrauen. Ganz eigenartig an den weiblichen dieser Tiere ist, daß sie die Ge-

bärmutter außerhalb des Leibes tragen.“ (Diodoros, S. 230)

„An Wildheit aber übertrifft all die genannten Tiere der fleischfressende Stier. Er ist völlig unbezwingbar. Größer als die zahmen Stiere, steht er im Laufen an Schnelligkeit einem Pferd nicht nach, und hat ein Maul, das sich von einem Auge bis zum anderen erstreckt.“ (Diodoros, S. 231)

Man beachte denn aber doch auch, wie Diodoros selbst einige „Wundergeschichten“ von sich weist:

„Das bei den Äthiopiern Krokottas genannte Tier ist seiner Natur nach ein Mittelding zwischen Hund und Wolf, doch in seiner Wildheit noch furchterregender als beide, und seine Zähne sind von allen Tieren am schärfsten. Knochen jeder Größe zermalmt es damit mühelos, und es ist unglaublich, wie sein Magen all das verdaut. Einige Erzähler von Wundergeschichten behaupten auch, dieses Tier ahme die

menschliche Sprache nach. Doch können sie uns derartiges nicht weismachen.“ (Diodoros, S. 231)

Zu den vom Autor bezweifelten bzw. abgelehnten „Wundergeschichten“ gehören gewiß auch die über gigantische Schlangen, wie wir aus dem folgenden entnehmen:

„An Schlangen gibt es, wie die Bewohner des Nachbarlandes dieser tierreichen Wüstenzone behaupten, verschiedene Arten von unglaublicher Größe zu sehen. Wenn freilich manche angeben, sie hätten solche von mehr als 100 Ellen Länge gesehen, halten nicht nur wir, sondern auch alle anderen Menschen dies zu Recht für eine glatte Lüge. Obendrein nämlich fügen sie ihren Fabeleien etwas noch viel Unglaublicheres hinzu und behaupten, daß in ebenem Gelände, wenn die größten der Schlangen sich aufrollten, ihre Windungen umeinander gelegt aus der Ferne den Eindruck von ganzen Hügeln erweckten.“ (Diodoros, S. 231 f)

Nochmals, einige Seiten später, etwas Genaueres zu den zunächst noch als „Fabeleien“ bezeichneten Schlangen, was wir demnach nicht nur als Vorgriff auf SF-Phantastereien betrachten sollten, sondern was der Autor – Diodoros – auf Grund von einheimischen Augenzeugenberichten denn doch für wahr hält:

„Da aber nun in der Tat eine Schlange von solcher Größe durch jedermann zu besichtigen war, so kann man den Äthiopiern nicht mehr mißtrauen und für eine Fabel halten, was sie sagen: Sie behaupten nämlich, in ihrem Lande kämen Schlangen von solcher Körpergröße vor, daß sie nicht nur Rinder, Stiere und andere Tiere von entsprechendem Umfange verzehrten, sondern sich selbst mit Elefanten auf einen Kampf einließen: Sie wickelten sich nämlich mit ihrem Leib um deren Beine, so daß sie in ihrer Bewegungsfreiheit behindert seien. Dann schnellten sie ihren Hals über den Rüssel bis in die Höhe des Kopfes empor, den Augen des Elefanten gegenüber. Dabei schossen die feurigglänzenden

Schlangenaugen Strahlen wie Blitze, die dem Tier die Sicht nähmen. Wenn es dann strauchle und niederfalle, lasse es sich überwältigen und auffressen.“ (Diodoros, S. 234 f)

Doch, wer weiß schon, solche phantastischen Dinge etwa gerade auch im Bereich der Wüste zu sehen, vielleicht liegt das daran, daß sich dort in Form von Luftspiegelungen einiges zuträgt:

„Dazu gibt es auch eine Merkwürdigkeit in diesem Wüstengebiet wie auch in Libyen jenseits der Syrte. Manchmal, besonders bei Windstille, sieht man in der Luft Gebilde, die den Anschein verschiedenartiger Lebewesen erwecken. Von ihnen bleiben die einen unbewegt, andere bewegen sich, scheinen zu fliehen, manchmal auch einem nachzulaufern; alle aber sind von ungeheurer Größe und rufen in wunderlicher Weise Erschrecken bei denen hervor, die sie zum ersten Male sehen. Wen sie verfolgen und erreichen, den überfällt Frösteln und Zittern, wobei Fremde, dieser Dinge

ungewohnt, voller Furcht ohnmächtig werden, die Einheimischen aber, die schon oft mit solchen Erscheinungen zu tun hatten, nur noch darüber lachen.

Diese scheinbar so eigenartige Tatsache, die fast einer zusammengefabelten Lügengeschichte ähnelt, versuchen einige Naturwissenschaftler sich auf folgende Weise zu erklären:

Winde, so behaupten sie, wehen in diesen Gegenden entweder überhaupt nicht oder aber sie sind schwach und ohne Kraft. So steht die Luft häufig vollkommen still, und da es weder Täler noch bewaldete Schluchten in der Nähe gibt oder etwa Hügel aufragen, fehlt merkwürdigerweise auch die geringste Bewegung. Größere Flüsse sind so gut wie nicht vorhanden, und alles in allem läßt auch das völlig unfruchtbare Land keine Ausdünstung emporsteigen – eben all das, was die Ursache für das Zustandekommen von Luftbewegungen zu sein pflegt. Da nun über der Wüste aber verdichtete Luft steht, so geschieht über Libyen, was bei feuchten Tagen auch wir manchmal am Himmel wahr-

nehmen, wenn sich dort allerlei Bilder formen: Es ist die zusammengedrückte Luft, die allerlei Gesalten annimmt. Bei schwachem Lufthauch nun schweben diese in die Höhe und bewegen sich weiter, fahren hin und her und stoßen mit anderen Gebilden von ähnlicher Art zusammen. Tritt aber Windstille ein, so sinken sie wegen ihrer Schwere zu Boden, geformt wie sie sind. Da es nun aber nichts gibt, wodurch sie zerstreut werden könnten, so geraten sie an die Lebewesen, die zufällig in ihre Nähe kommen.

Doch dürfe man aus ihrem Hin und Her nicht etwas auf eine bewußte Bewegung schließen, denn in leblosen Gebilden könne es unmöglich willensbestimmte Flucht oder Verfolgung geben. Ja, ohne es zu wollen, seien vielmehr die Lebewesen selbst die Ursache ihres Emporsteigens und ihrer Fortbewegung. Bewegten sie sich nämlich auf diese Gebilde zu, so stießen sie die vor ihnen liegende Luft mit Gewalt vor sich her; aus diesem Grunde wichen die entstandenen Gebilde und schienen zu

flüchten. Kehre man sich hingegen um und entferne sich auf dem umgekehrten Wege, so folgten die Gebilde. Jetzt weise die Ursache in andere Richtung, leerer Raum und Lücke zögen sie an. Und deshalb schienen sie den Sichtentfernenden zu folgen, angezogen bewegten sie sich und stießen aus diesem Bewegtsein nach rückwärts in den eben noch angefüllten Raum hinein. Wendeten die so Verfolgten sich nun aber erneut und blieben stehen, so würden sie von dem sie verfolgenden Gebilde mit seiner Gestalt berührt: Dieses falle beim Aufprall auf den festen Körper auseinander und kühle diesen ab, indem es ihn umströme.“ (Diodoros, S. 250 f)

Man sieht, „Wissenschaftler“ haben auch damals schon an wirklichen oder eingebildeten Problemen „gearbeitet“. Und wie in der heutigen, unumstößlich als seriös ausgegebenen Wissenschaft, ist man gut beraten, gerade auch Grundpfeiler des Denkens wohlweislich selbst zu überlegen.